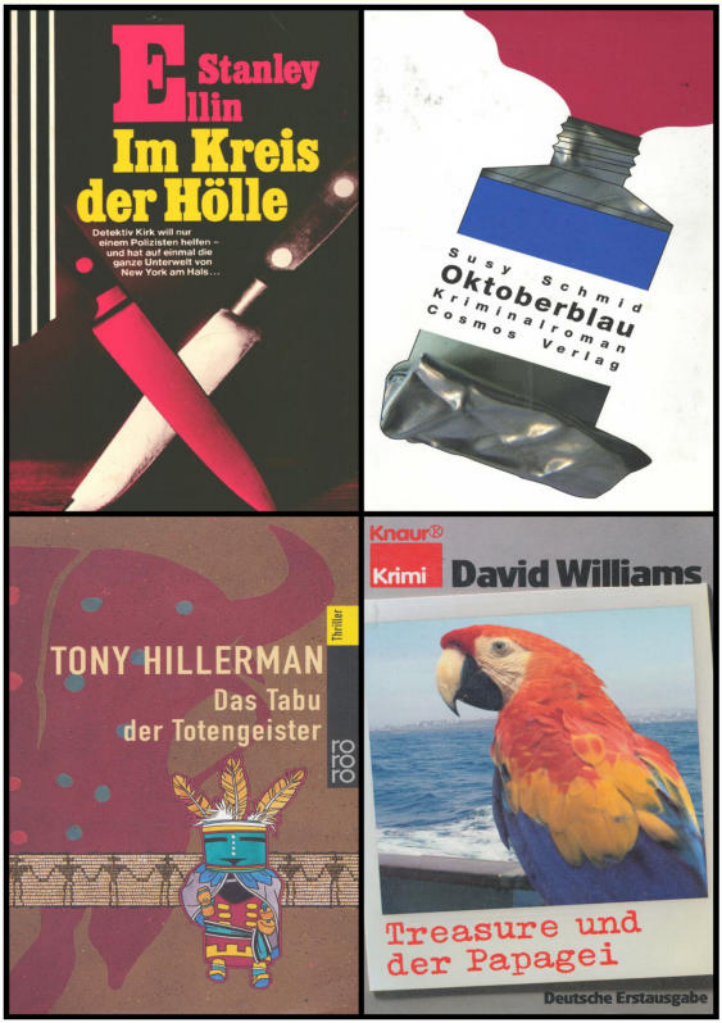
edfc



Fantasia 1142e

Aus der phantastischen Welt der Literatur

Fantasia 1142e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

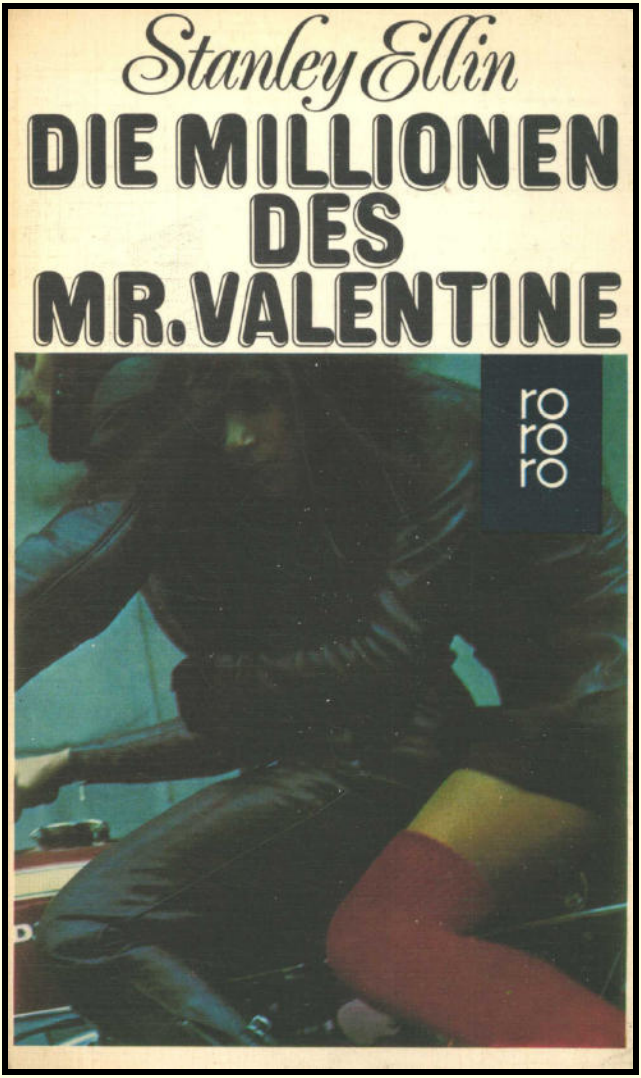
Passau 2024-07

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1142e – Magazin für Phantastik

edfc


Stanley Ellin
DIE MILLIONEN DES MR. VALENTINE
rororo

Stanley Ellin [Stanley Bernard Ellin, 1916–1986]
Die Millionen des Mr. Valentine
***(The Valentine Estate,* 1968)**
rororo 11 564 (TB 188 S./DM 3,80)
Reinbek bei Hamburg 1972
Aus dem Amerikanischen von Joachim A. Frank
Genre: Krimi

„Heute abend hat mich Elizabeth, die Maus, gebeten, sie zu heiraten. „

Dom grinste breit. „Also eher eine Tigerin als eine Maus."

„Nein, nicht so, wie du denkst. Es handelt sich um ein reines Geschäft. So, wie sie die Sache darstellt, sind wir ein paar Monate verheiratet, ich bekomme eine Menge Geld, wir lassen uns wieder scheiden und vergessen die ganze Geschichte."

„Weil sie schwanger ist. Deshalb. Irgendwer hat sie sitzenlassen, nachdem er ihr was angehängt hat, und jetzt will sie …"

„Nein, sie ist nicht schwanger. Ein alter Freund der Familie in England ist

> gestorben und hat ihr sein ganzes Geld vermacht. Laut Testament gehört es ihr aber erst, wenn sie schleunigst dort erscheint und einen Ehemann vorweisen kann.“ (S. 12)

Christopher Shaw Monte, achtundzwanzig Jahre alt, verdient sich sein Geld als Tennislehrer in Cobia Isle, Miami Beach. Oben erzählt er seinem jüngeren Halbbruder Dominic, dass er von seiner Schülerin Elizabeth Jones, die bei dem begüterten Joseph Prendergast als Sekretärin arbeitet, einen Heiratsantrag bekommen hat.

Ein Mr. Clive Valentine, der sich Beths Vater Lucas Jones verpflichtet fühlte, hat ihr ein Millionenvermögen unter der Bedingung hinterlassen, dass sie innerhalb einer bestimmten Frist als verheiratet gilt – so stellt es Simon Warburton, der Anwalt des Erblassers, dar. Für Chris fallen dabei fünfzigtausend Dollar ab, die dieser Habenichts gut gebrauchen kann, da seine große Tenniskarriere aufgrund einer Knieverletzung gescheitert ist.

Chris ist im Prinzip einverstanden, fordert allerdings eine Garantie dafür, dass er seine Vergütung tatsächlich erhalten wird.

„Meine Damen und Herren“, mischte sich Warburton ungeduldig ein, „ich bitte Sie! Bevor Sie sich in die Haare geraten, möchte ich Ihnen sagen, daß Sie im Irrtum sind. Mr. Monte hat selbstverständlich Anspruch auf eine Garantie, und er kann eine haben, die keinerlei Hinweis auf eine Vernunftheirat enthält.“

„Wie?“ fragte Chris.

„Indem einfach jeder von Ihnen ein Testament macht, in dem er den andern als Erben einsetzt. Sobald die Ehe wieder geschieden ist, werden die Testamente vernichtet. Damit haben Sie, Mr. Monte, Miss Jones’ gesamtes Vermögen als Sicherstellung. Was mir aber von meinem, wie ich zugeben muß, rein juristischen Standpunkt noch wichtiger erscheint, ist der Umstand, daß das Vermögen — verzeihen Sie mir diese nüchterne Bemerkung — in festen Händen ist, falls einer von Ihnen ster-

ben sollte, bevor die Ehe geschieden wird."

„Ein Pfand von einer Million Dollar für eine Zahlung von fünfzigtausend?" sagte Chris und beobachtete boshaft das Gesicht, das Prendergast bei diesen Worten machte. „Wer könnte das ablehnen!"

„Und Sie, Miss Jones?" fragte Warburton.

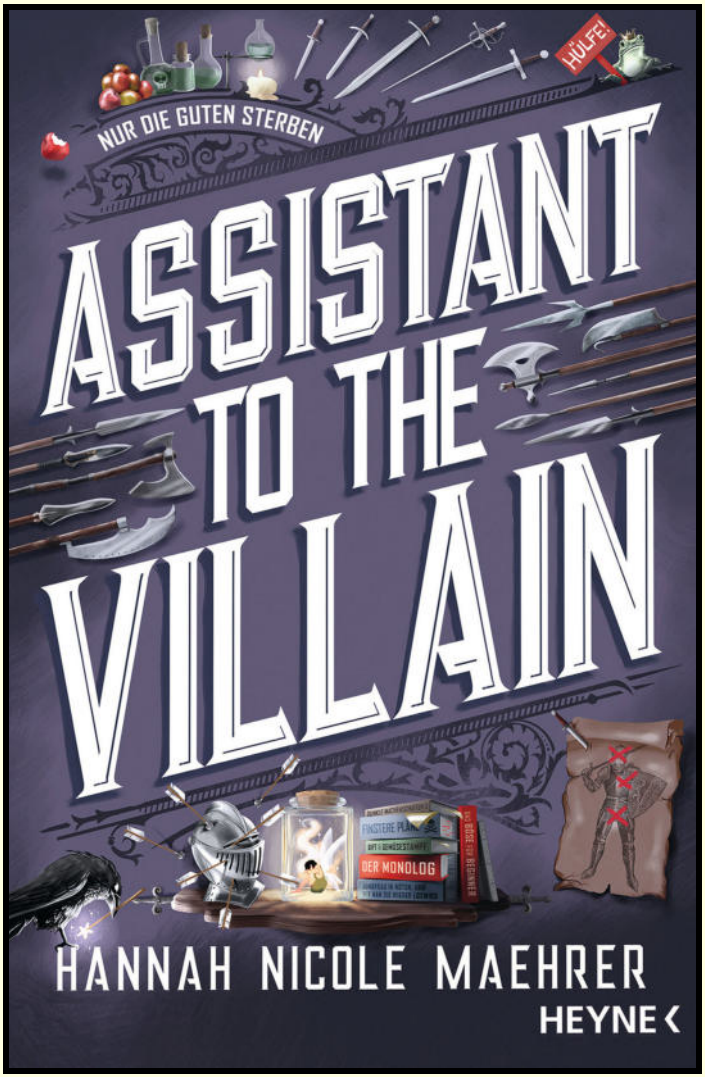
„Ja, ich …" Das Mädchen warf einen flehenden Blick auf Prendergast, der steif die Schultern zuckte, als gehe ihn die Sache nichts an. „Es ist Ihr Geld", sagte er. (S. 25)

Chris und Beth setzen sich als Garantie für Chris gegenseitig als Erben ein, sowie als Nacherben Dom für Chris und Mr. Pendergat für Beth.

Damit beginnen auch schon die Probleme für Chris: Nicht nur, dass er von mehreren Seiten observiert wird, nein, man trachtet ihm auch nach dem Leben.

Die Millionen des Mr. Valentine ist an sich ein spannender und unterhaltsamer Krimi, aber das Betrugsschema, das hier gegen

den armen Chris aufgezogen wird, ist leider so kompliziert, dass es unglaubwürdig erscheint. Der Roman gewinnt allerdings dadurch, dass der Leser zwar schon früh ahnt, dass diese Erbschaft nicht astrein ist, dass er sich aber beim besten Willen nicht denken kann, wer hinter der Falle steht und wer nur unschuldiger Beteiligter ist.


NUR DIE GUTEN STERBEN
ASSISTANT TO THE VILLAIN
HÜLFE!
DER MONOLOG
HANNAH NICOLE MAEHRER
HEYNE

Hannah Nicole Maehrer
Assistant to the Villain 1: Assistant to the Villain
***(Asssistant to the Villain,* 2023)**
Heyne 32 315 (PB 448 S./€ 17,00)
München 2024
Aus dem Amerikanischen von Antonia Zauner
Genre: Fantasy

> Es war ein ganz normaler Tag, als Evie dem Schurken begegnete.
>
> Ein weiterer gescheiterter Besuch bei der Arbeitsvermittlung in ihrem Dorf. Ein weiterer Tag ohne Einkommen. Ein weiterer Tag, an dem sie ihren kranken Vater und ihre kleine Schwester im Stich ließ. Und deshalb war sie, als sie bei den Bäumen ankam, die den Hickory Forest wie ein Zaun umgaben, so in Gedanken versunken, dass sie ganz einfach hineinspazierte. (S. 9)

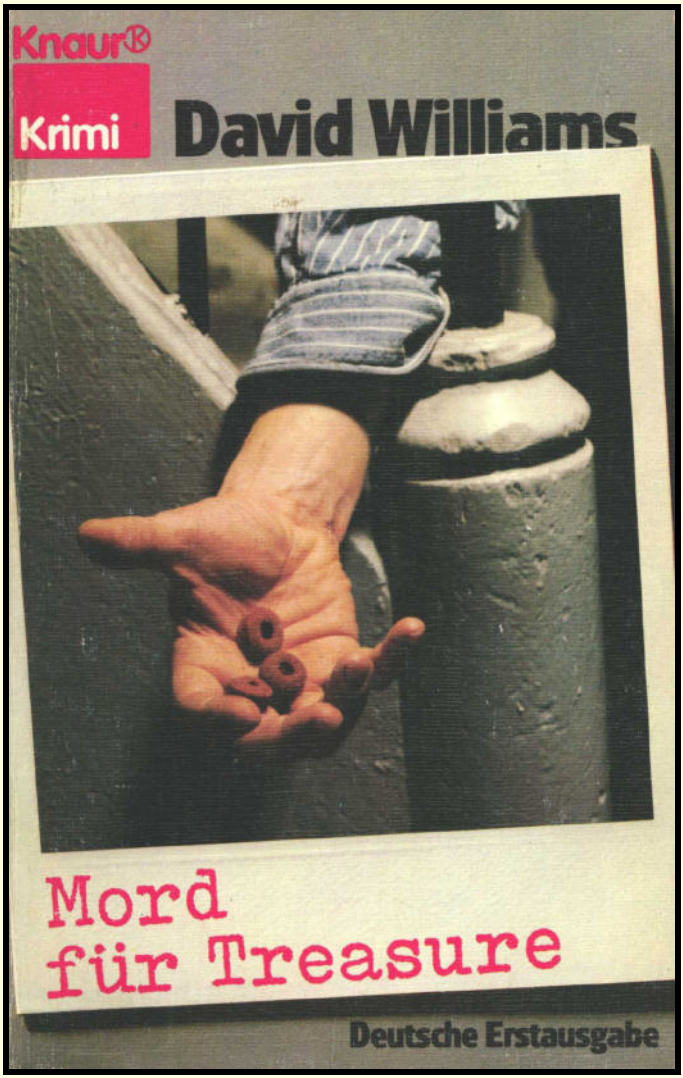
Im Königreich Rennedawn, genauer gesagt im tiefen, tiefen Hickory Forest, treibt ein Schurke sein Unwesen. Und ausgerechnet diesem Übeltäter muss die junge Evangeli-

na Sage bei einem Waldspaziergang über den Weg laufen.

> Der Schurke, König der Dunkelheit, Jäger der Träume, hatte seine Arme um sie geschlungen. Und was noch schlimmer war: Sie hatte nicht einmal so viel Angst, wie sie haben sollte. Tatsächlich hatte sie keine Angst, und zwar so was von gar keine Angst, dass sie …
>
> Ach du meine Güte. *Lachte* sie etwa? (S. 14)

So schurkig ist der Schurke gar nicht, muss Evie feststellen, und attraktiv ist er offenbar auch – vielleicht sind die Guten, vertreten durch den König, auch nicht so gut, wie sie vorgeben?

Assistant to the Villain ist eine amüsante Robin-Hood-Pastiche, die laut Frontcover-Aufkleber bei TikTok vor der Romanveröffentlichung in Form von Videoclips eine wahre Sensation gewesen sein soll.


Knaur
Krimi
David Williams
Mord
für Treasure
Deutsche Erstausgabe

*Williams, David: Mord für Treasure

David Williams [1926–2003]
Mark Treasure 5: Mord für Treasure
(Copper, Gold and Treasure, 1982)
Knaur 04 949 (TB 202 S./DM 6,80)
München 1984
Aus dem Englischen von Wolfdietrich Müller
Genre: Krimi

„Meinst du nicht auch, daß wir ziemlich verdächtig aussehen, Freddy?“ erkundigte sich Mark Treasure spöttisch. Es war elf Uhr morgens an einem naßkalten Freitag im November. Die beiden Männer schritten rasch den Hauptweg des Londoner Zoos im Regent’s Park hinunter. Sie waren für die City oder Whitehall gekleidet – nicht für den Zoo.

„Ach wo“, erwiderte Freddy Hinterton zuversichtlich. Freddy war Staatssekretär im Außen- und Commonwealthministerium: Er wurde dafür bezahlt, jederzeit Zuversicht zu verbreiten. „An so einem Ort wie dem hier treffen sich in den Spionagethrillern immer die Beam-

> ten mit den Agenten. Kein Mensch kommt normal angezogen hierher.“ (S. 5)

Mark Treasure, Manager bei der Handelsbank Greenwood, Phipps & Co., trifft sich mit Freddy Hinterton vom Außen- und Commonwealthministerium in konspirativer Absicht im Zoo. In Ngonga wurde nämlich Präsident François Cruba von einer kommunistischen Clique gestürzt, woraufhin sich Cruba mitsamt seinem vielleicht nicht ganz rechtmäßig erworbenen Vermögen nach England abgesetzt hat, inklusive seiner dritten Frau, seinem Sohn Pierre aus erster Ehe und seinem früheren Handelsminister und jetzigen Berater Gérard Opac. Da in Ngonga Öl gefunden wurde, ist das Außenministerium darauf bedacht, sich mit der jetzigen Regierung gut zu stellen und zu verhindern, dass Cruba womöglich eine Revolution anzettelt; dafür Sorge zu tragen, liegt nun in den Händen von Mark Treasure, der Crubas Vermögen verwaltet.

Doch nun wechselt der Schauplatz, und wir verfolgen die Schicksale von zwei pensionierten, wenig begüterten Offizieren,

Major Roderick Henry Copper und Benjamin Gold. Der Eine will aus seiner schäbigen Pension heraus, der Andere will seinen Kindern nicht länger zu Last fallen. Und so haben sie unabhängig voneinander einen Termin bei der Rudyard-Stiftung ersucht, die ein Heim für pensionierte Offiziere unterhält. Doch die Stiftung steht, wie die Beiden zu ihrer Enttäuschung erfahren müssen, kurz vor dem Bankrott und kann keine Gäste mehr aufnehmen.

Da Copper Nachhilfeunterricht für Pierre erteilt und diesem sein Leid klagt, fasst der halbwüchsige Junge den Entschluss, sich von Copper & Gold entführen zu lassen und aus seinem Vater eine Million Dollar herauszupressen, zuzüglich fünfzigtausend Dollar in bar für seine Mutter, die keinen Unterhalt erhält. Sein Vater würde stillschweigend zahlen, um jeden Skandal zu vermeiden, versichert Pierre.

Der Vater wiederum geht Treasure um Hilfe an, die Übergabe zu begleiten, da er auf keinen Fall die Polizei einschalten will.

Doch so schön der Plan auch von allen Seiten ausgearbeitet ist, geht er doch

gründlich schief, und es kommt zu Mord und Totschlag.

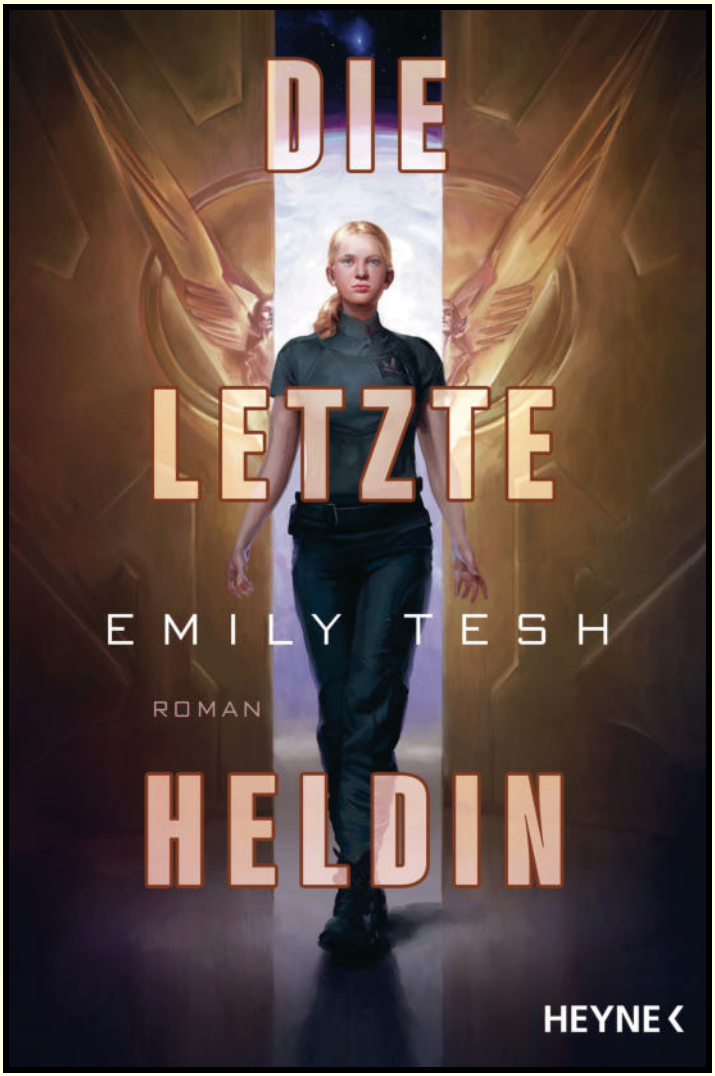
Mord für Treasure ist ein außerordentlich raffinierter und ungemein mitreißender Krimi, was allein schon für eine Empfehlung ausreicht. Sein besonderer Pluspunkt besteht jedoch in dem ausgefeilt ironischen Stil David Williams', der die Lektüre zu einem großen Genuss macht. Als Beispiel soll die Beschreibung eines altersschwachen Hundes dienen.

> Während sie alle die langsam näherkommenden Schritte auf der Treppe draußen hören konnten, bemerkte als erster Mr. Gold den fetten, alten, rotbraun und weiß gefleckten Springerspaniel, der hinter dem Schreibtisch vorgekommen war und sich langsam, aber sicher auf die Tür zuschleppte. Eine minimale Drehung des Kopfes erlaubte dem Hund, die Besucher durch ein stark blutunterlaufenes Auge abzuschätzen, ohne sein absonderliches Vorrücken quer durchs Zimmer zu unterbrechen. Den Impuls zu erhalten, schien entscheidend zu sein, und das Tier

machte den Eindruck, daß es, falls es stehenbliebe, wahrscheinlich umkippen würde. Die Beine auf beiden Seiten des übergewichtigen durchhängenden Rumpfes bewegten sich eher gleichzeitig als in einer Abfolge, so daß die Vorwärtsbewegung es Schritt für Schritt mit einer arthritischen seetüchtigen Art von Rollbewegung aufnehmen mußte. Der Kopf hing so tief, daß es, hätte der Hund stillgestanden, schwer gewesen wäre, das eine Ende vom andern zu unterscheiden. Das war im Augenblick dank der mehr oder weniger nach vorn gerichteten Bewegung, dem vorausgegangenen verschnupften Blick und dem eben noch wahrnehmbaren ziellosen Wackeln eines ungestutzten Schwanzes kein Problem. Es blieb auch nicht verborgen, zumindest dem Major nicht, daß diese mitleiderregende Kreatur bei jedem zweiten Schritt einen Darmwind entweichen ließ. (S. 27)

Jener oben erwähnte Freddy Hinterton ist nicht nur vom Außenministerium, sondern sogar von der Military Intelligence Secti-

on 6, kurz MI6 genannt. In der ansonsten vorzüglichen deutschen Übersetzung wurde daraus leider M16.


DIE
LETZTE
EMILY TESH
ROMAN
HELDIN
HEYNE

Emily Tesh
Die letzte Heldin
***(Some Desperate Glory*, 2023)**
Heyne 32 319 (PB 558 S./€ 18,00)
Aus dem Amerikanischen von Nina Lieke
Genre: Science Fiction

Station Gaia war mit Mühe und Not gerade so autark. Für die Bevölkerung war die Tatsache, dass sie keinen Planeten in der Lebenszone bewohnten, wo Wasser und Luft und Nahrung und Wärme einen verlässlichen Luxus darstellten, sondern auf und in einem steinigen Planetoiden, der vierhundert Jahre brauchte, um einmal Persara zu umrunden, einen fernen blauen Stern, Gegenstand von Stolz und großem Leid zugleich. Das Wasser auf Gaia stammte von einem vereisten Asteroiden, der mit einem Kabel aus Militärbeständen an ihrem kleinen Gesteinsbrocken festgemacht war. Die Wärmeversorgung stellten riesige notdürftige Solarreflektoren von ehemaligen Weltraum-Schlachtschiffen sicher, und das Sonnentracker-

> Geschwader war unermüdlich im Einsatz, um sie vor umherfliegenden Trümmerteilen zu schützen. Für die Versorgung mit Nahrung und Luft war das Agricola-Geschwader zuständig.
>
> Kyr hielt kurz inne, bevor sie durch die Plastikplane in die große Halle schlüpfte, die Gaia am Leben hielt. Sie spürte den altbekannten Anflug von Stolz. Gaia mochte vielleicht nicht schön oder reich sein, aber es war doch unglaublich, wozu die Menschheit fähig war, selbst hier, auf diesem toten Gesteinsbrocken in diesem wertlosen Teil des Universums. (S. 22f)

Nachdem die Erde von Außerirdischen vernichtet wurden, leben die letzten Reste der Menschheit auf dem unfruchtbaren Planetoiden Gaia, der um die Sonne Persara kreist.

Die letzten Menschen müssen stets um ihr Überleben bangen, aber sie sind entschlossen, bis zum Letzten zu kämpfen. Als der junge Magnus spurlos verschwindet, macht sich seine Schwester Valkyr, genannt Kyr, auf, ihn zu suchen. Die Zwillinge wur-

den noch kurz bevor das Genlabor zerstört wurde, körperlich modifiziert, so dass sie besonders kampftüchtige Krieger darstellen.

Die letzte Heldin ist eine dramatische, moderne Space-Opera. Schon die Trigger-Warnung am Anfang des Romans klingt ominös.

> *Die letzte Heldin* zeigt sexistische, homophobe, transphobe, rassistische und ableistische Haltungen, thematisiert sexuellen Missbrauch und erzwungene Schwangerschaften, Gewalt, Kindesmissbrauch, missbräuchliche Radikalisierung von Kindern, Genozid, Suizidgedanken und Suizid. (S. 5)

Ableismus ist, sollte das einem Leser nicht bekannt sein, die Herabwürdigung eines Behinderten.

Alfred
Komarek

Die Villen der Frau Hürsch

Roman · Diogenes

Alfred Komarek

***Die Villen der Frau Hürsch* (2004)**
Diogenes 23 465 (TB 248 S./€ 8,90)
Zürich 2005/150
Genre: Drama

Einer von diesen unwirklich schönen Sommertagen. Andachtsblau der Himmel, lustblau der See. Dazwischen helles Kalkgebirge, Wiesengrün und Waldgrün.

Der kleine Daniel Käfer zitterte, weil er vom Schwimmen und Tauchen nie genug bekommen konnte. Jetzt aber spürte er warmes Holz unter sich und Sonnenhitze auf dem Rücken. Er hob den Kopf, schaute zum anderen Ufer hinüber und sah gleißende Lichter auf dem Wasser tanzen.

Der große Daniel Käfer schloß die Augen und ließ die alten Bilder leuchten. Ferienzeit im Salzkammergut. Privatquartier beim Schulrat Köberl, am Ortsrand von Bad Aussee. Das Zimmer mit den schrägen Wänden und dem fast immer offenen Fenster. Über den Gemüsegarten hinweg ging der Blick zu einer

> Blumenwiese, auf der Obstbäume standen. Die Eltern wohnten im Erdgeschoß, im komfortableren Gästezimmer, wo es fließendes Wasser gab. So konnte er ungestört in den Romanheften lesen, die ihm sein hiesiger Freund, der Toni, zusteckte. Noch viel lieber saß er einfach da und schaute in die Nacht hinaus. Nur eine entfernte Straßenleuchte brannte einen gelben Fleck in die Dunkelheit. Die Luft roch nach Gras und Wald. Das leise Plätschern und Rauschen des nahen Baches störte die Stille nicht. Nie wieder hatte sich Daniel Käfer so sehr in der Welt und in sich geborgen gefühlt. (S. 5f)

Daniel Käfer, neununddreißig Jahre alt, arbeitet als Chefredakteur der intellektuellen Münchner Zeitschrift „IQ“. Als ihm vom Verleger eröffnet wird, dass das Magazin aus Kostengründen eingestellt wird, entschließt er sich, zur Erholung ins Ausseerland im Salzkammergut zu fahren, wo er als Kind so wunderbare Ferien verbracht hat. Seine nette Freundin Sabine Kreuser lässt er kurzerhand zurück.

Allerdings können die Ferien im Ausseerland doch nicht so idyllisch gewesen sein, wie Daniel meint, denn es quälen ihn auch heute noch Alpträume über die damalige Zeit. Und dann gibt es noch das Geheimnis um seine Urgroßtante Maria Käfer, genannt Mirz, die vor vielen Jahren spurlos verschwunden ist und in einem geheimnisvollen Zusammenhang mit den sogenannten Hürsch-Villen gestanden haben soll.

Die Villen der Frau Hürsch ist ein unterhaltsames Melodrama um ein altes Familiengeheimnis.

Stanley Ellin
Im Kreis der Hölle
Detektiv Kirk will nur einem Polizisten helfen – und hat auf einmal die ganze Unterwelt von New York am Hals…

*Ellin, Stanley: Im Kreis der Hölle

Stanley Ellin [Stanley Bernard Ellin, 1916–1986]
Im Kreis der Hölle
***(The Eighth Circle*, 1958)**
Scherz 51 046 (TB 174 S./DM 4,80)
Bern und München 1986, 2. Auflage
Aus dem Amerikanischen von Georg Kahn-Ackermann
Genre: Krimi

Was Walsh zu sagen wußte, war summarisch in einer der ersten Boulevardblatt-Schlagzeilen ausgedrückt, wo zu lesen stand: POLIZIST VERPFEIFT SPIESSGESELLEN. Der erste Spießgeselle, der vor das Scheinwerferlicht der Sonder-Grand-Jury gezerrt wurde, erwies sich als Buchmacher mit einem phänomenalen Geschäftsumfang, ein gewisser George Wykoff, der von Staten Island aus, der entferntesten und idyllischsten der fünf New Yorker Stadtgemeinden, einen über die ganze Stadt reichenden Wettring betrieb. Wenn Walsh gepfiffen hatte, so blies Wykoff jene Art von

Trompete, die Josua vor Jericho benutzt haben mußte. Auf ihr Ertönen jedenfalls barsten die Mauern der New Yorker Polizeiverwaltung mit lautem Krach. Dreihundert Mann in der Preislage vom einfachen Streifenbeamten bis zum Hilfsinspektor wurden von diesem Einsturz erfaßt. Die meisten von ihnen retteten sich durch hastigen Abschied aus dem polizeilichen Beamtenverhältnis oder durch Gesuche um vorzeitige Versetzung in den Ruhestand. Immerhin zwanzig von ihnen, infolge widersprüchlicher Aussagen vor der Grand Jury hängengeblieben, wurden des Meineids angeklagt und in Haft genommen. Arnold Lundeen war einer dieser unglückseligen zwanzig. (S. 12)

What Walsh had to say was graphically summed up by the first tabloid headlines to deal with it as COP BLOWS WHISTLE ON PALS. One pal called to the spotlight before the grand jury turned out to be a bookie on a phenomenal scale, George Wykoff, who operated a citywide betting ring from an estate on Sta-

ten Island, the most remote and pastoral of New York's five boroughs.

If Walsh had blown a whistle, Wykoff blew the kind of trumpet that Joshua must have sounded before Jericho, and at its blast the walls of the Police Department came tumbling down with a crash. Three hundred men, ranging in rank from patrolmen to deputy inspectors, were caught in the wreckage. Most of them crawled free by hastily resigning or retiring from the force. Twenty of them, however, trapped by conflicting testimony before the grand jury, were indicted for perjury and held for trial. Arnold Lundeen was one of the luckless twenty.

Der New Yorker Polizist Everett Walsh ist verhaftet worden, weil er von dem illegalen Buchmacher George Wykoff Bestechnungsgelder angenommen haben soll. Walsh hat daraufhin zwanzig seiner Kollegen der Korruption bezichtigt, darunter auch einen gewissen Arnold Lundeen. Während sich die meisten Angeklagten des jeweils geringen Vergehens schuldig bekennen und auf

dieser Weise mit einer milden Strafe davonkommen werden, besteht Lundeen darauf, partout unschuldig zu sein, was ihm nach Ansicht seines Rechtsanwalts McCadden die Höchststrafe einbringen wird.

Lundgreen sucht sich daraufhin einen neuen Rechtsanwalt, Ralph Harlinen. Dieser wendet sich wiederum an die Detektei Comny-Kirk, die Murray Kirk von Frank Comny übernommen hat.

> Harlingen sah überrascht auf. „Aber ich dachte … Hören Sie, es handelt sich in erster Linie um eine klare und einfache Anklage wegen Meineids. Falls ich etwa den Eindruck …“
>
> „Wie klar und wie einfach?“
>
> „Nun, Lundeen ist Streifenbeamter. Ein Kriminalbeamter, der der Abteilung Sitte, Rauschgift, Wetten und verbotene Glücksspiele zugeteilt war. Vor einiger Zeit verhaftete er einen Mann namens Schrade, Eddie Schrade, wegen illegalen Buchmachens. Als der Wykoff-Skandal aktuell wurde, wurde Schrade vor die Grand Jury geladen, wo er aussagte, seine Verhaftung sei ein Schwindel. Er

sei lediglich als Ersatzmann für den wahren Gauner, einen gewissen Ira Miller, einen von Wykoffs großen Tieren, eingelocht worden.“

„Für eine Meineidanklage sind zwei Zeugen notwendig.“

„Miller ist der zweite. Er sagte vor der Grand Jury aus, er habe Lundeen tausend Dollar gezahlt, um Schrade an seiner Stelle zu verhaften, und als Lundeen nicht bereit war, seine Aussagen zu widerrufen, wurde er angeklagt. Natürlich handelt es sich bei Miller und Schrade um die Sorte Ganoven, die ihre eigene Mutter durch Meineide auf den elektrischen Stuhl bringen würden. Die ganze Geschichte stinkt meilenweit nach einer abgekarteten Sache.“

„Vielleicht“, sagte Murray. „Vielleicht aber auch nicht.“ (S. 16f)

Harlingen looked startled. „But I thought-”

„I know. But from my angle—from Conmy-Kirk’s angle—there are things about this kind of case I don’t like.”

„Ah, look. It's a plain and simple indictment for perjury in the first. If I gave the impression—"

„Just how plain and simple?"

„Well, Lundeen's a patrolman, a plainclothes man attached to the Vice Squad. Some time ago he arrested a man named Schrade, Eddie Schrade, for bookmaking. Then, when the Wykoff scandal broke, Schrade was called before the grand jury where he said his arrest was a fake; he was just a stand-in for the real culprit, an Ira Miller, one of Wykoff's big shots."

„It takes two witnesses to make a perjury case."

„Miller's the other one. He told the grand jury he had paid Lundeen a thousand dollars to arrest Schrade in his place, and when Lundeen wouldn't recant his testimony he was indicted. Of course, Miller and Schrade are the sort of hoodlums who'd swear their own mother into the electric chair. The whole thing smells of frame-up a mile away."

„Maybe yes," said Murray. „Maybe no."

Ein Teilhaber des Buchmachers George Wykoff, Ira Miller, hatte den Kleinganoven Eddie Schrade beauftragt, sich wegen illegaler Wettgeschäfte verhaften zu lassen, damit die korrupten Polizisten wengistens einen kleinen Erfolg vorweisen konnten. Beide sagten aus, Lundeen hätte dafür tausend Dollar erhalten; da Lundeen dies unter Eid abgestritten hat, droht ihm jetzt eine lange Freiheitsstrafe wegen Meineids.

Kirk soll nun für Lundeen und seinen Anwalt Harlinen recherchieren, ist aber wenig geneigt, das zu tun, weil er den Fall für aussichtslos hält; Lundeen ist seiner Meinung nach schuldig und sollte sich auch dazu bekennen. Als sich jedoch Lundeens Verlobte Ruth Vincent an Kirk wendet, ändert diese seine Meinung und nimmt den Auftrag doch an.

„[…] In meinen Augen ist Ihr Freund schuldig, wie man nur schuldig sein kann."

„In Ihren Augen! Ohne Beweise!"

„Beweise!“ schrie Murray. „Was glauben Sie, hat McCadden beunruhigt, als er Ihnen seinen Rat gab? Alles, was er in diesem Fall ermitteln konnte, muß ihm gesagt haben, daß Lundeen ein Verlierer ist, und daran war sicherlich nicht McCadden schuld. Er ist ein guter Anwalt mit einem guten Mitarbeiterstab. Wer auch immer diesen Fall übernehmen würde, muß zu dem gleichen Ergebnis kommen, und es würde nicht anders sein, wenn ich die Ermittlungen für Harlingen übernähme.“

„Warum tun Sie’s dann nicht?“

„Sie meinen“, sagte er, „ich soll Lundeens Geld nehmen, um dazu beizutragen, daß er an den Galgen kommt?“

„Warum nicht?“ flüsterte sie und sah ihn haßerfüllt an. „Nach dem, was Sie mir gesagt haben, muß es Ihnen doch ein Vergnügen sein.“

Er würde die Sache übernehmen. Das War die Erkenntnis, die sich explosionsartig in ihm breitmachte, die Überzeugung, daß er es tun würde. Angesichts des süßen Vergnügens, ihr Lundeens Kopf auf einem silbernen Tablett zu

überreichen, fühlte er, wie ihm das Wasser im Munde zusammenlief. Und er würde ihr in keiner Weise etwas vormachen müssen. Der Auftrag würde in jeder Hinsicht korrekt behandelt werden. Lundeen würde den vollen Gegenwert für jeden gezahlten Dollar bekommen.

„Schön“, sagte Murray. „Ich werde für Sie auf dieser Grundlage arbeiten. Ich schneide, und die Schnitzel fallen, wie sie fallen.“

„Mehr wollen wir nicht.“ (S. 21f)

„[…] In my book your boy friend is as guilty as they come.”

„In your book! Without evidence!”

„Evidence!” Murray cried. „What do you think McCadden was worrying about when he gave you his opinion? Everything he turned up on the case must have told him Lundeen was a loser! And it wasn’t McCadden’s fault; he’s a good man with a good staff. The same thing would happen whoever worked on the case! It would happen if I worked on it for Harlingen!”

„Then why don't you!"

He looked at her, not comprehending at first, and she looked back at him, stonily beautiful, rigidly defiant, only the hands knotting together in her lap giving her away.

„You mean," he said, „take Lundeen's money to help hang him?"

„Why not?" she whispered, hating him with her eyes. „From what you've told me, you ought to enjoy doing it!"

He would. That was the realization that exploded in him, the knowledge that he would. He could feel the savor of it in his mouth, the sweet pleasure of handing her Lundeen's head on a silver platter. And he wouldn't have to fake the job. It would be an honest job all the way. Lundeen would get full value for every dollar.

Granted, it would be like walking a tightrope. It might mean tangling with the D.A.'s office against all Frank's canny advice, or with the politicos around Wykoff, or with the Police Department, for that matter. But it could be done. Frank had once gone down to Trinidad

on a case, had set the whole colonial administration on its tail to pull a client clear of a murder charge, no less, and had lived to gloat over it. Lundeen's case was a joke compared to that kind of deal. And the joke was on Lundeen.

„All right," Murray said, „I'll work for you on those terms. I cut, and the chips fall where they will."

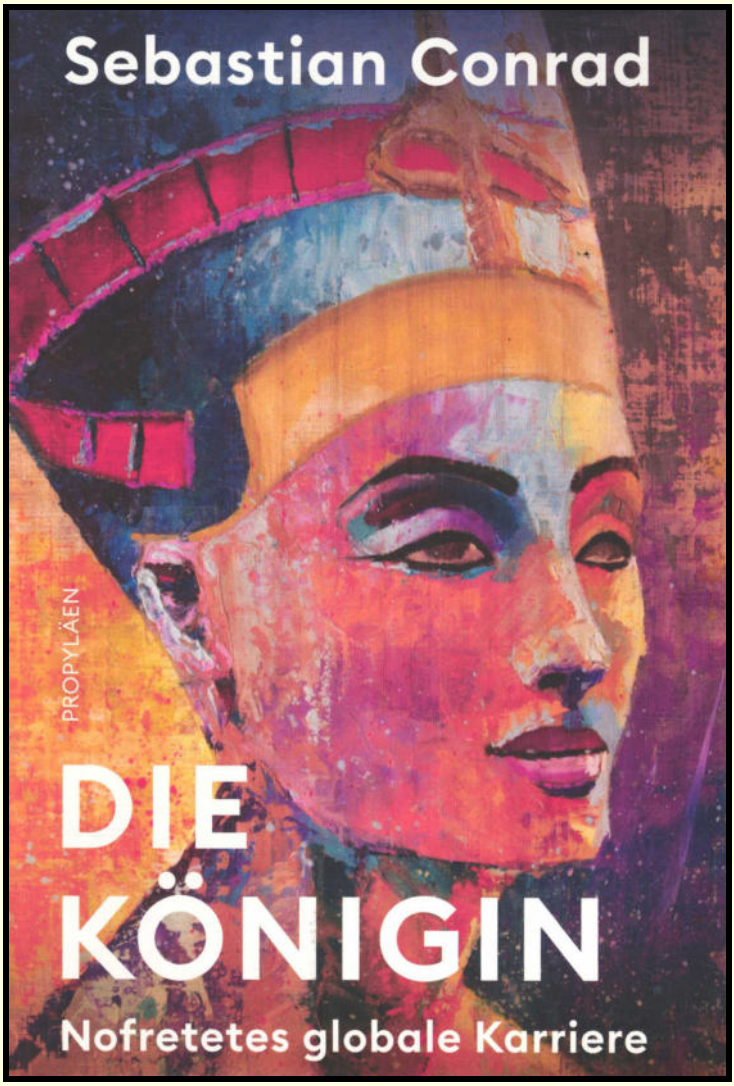
The girl's head moved in a numb gesture. „That's all we want."

Aber der Fall entwickelt sich völlig anders, als Kirk es sich vorgestellt hat.

Im Kreis der Hölle ist ein vorzüglicher amerikanischer Krimi, der 1959 mit dem *Edgar Award* für das beste Werk des Jahres ausgezeichnet wurde.

Besonders hervorzuheben ist die Schilderung der Recherchen des Detektivbüros, die ungewöhnlich realistisch und anschaulich ausfällt; zudem sind die Figuren sehr glaubwürdig gezeichnet. Der Hintergrund der Handlung ist komplex und sowohl für Kirk als auch für den Leser vollkommen undurchsichtig, was der Spannung sehr zuträglich ist. Nur das Ende ist etwas un-

glaubwürdig ausgefallen; Stanley Ellin wollte hier vermutlich einen dramatischen Höhepunkt setzen und hat dabei etwas übertrieben.


Sebastian Conrad
PROPYLÄEN
DIE KÖNIGIN
Nofretetes globale Karriere

Sebastian Conrad
Die Königin. Nofretetes globale Karriere
Propyläen (HC 376 S./€ 29,00)
Berlin 2024
Genre: Sachbuch

Seit ihrer Entdeckung im Jahr 1912 wurde Nofretete von den Europäern regelmäßig als zeitlose Schönheit dargestellt, deren Anziehungskraft mühelos die Jahrtausende überbrückte und auch ein zeitgenössisches Publikum ansprach. Im Zeitalter des Imperialismus wurde diese Vorstellung, die eng mit dem Diskurs der Zivilisation verbunden war, über die Grenzen Europas hinaus verbreitet und ist bis heute einflussreich geblieben. Vom bengalischen Dichter Rabindranath Tagore im Jahr 1913 („O Schönheit, in Stein gemeißelt […] O unverrückbare Schönheit!“) bis zum deutschen Kulturstaatsminister Bernd Neumann ein volles Jahrhundert später („Wir sollten die Büste als Teil eines universellen Welterbes anerkennen“) haben die unterschiedlichsten Kommentatoren Nofretete immer wie-

> der als Sinnbild für die kulturellen Errungenschaften der gesamten Menschheit in Anspruch genommen.
>
> Wie kann man diese weltweite Resonanz erklären? Meist reicht schon ihre Silhouette aus, und alle wissen, wer gemeint ist und wofür sie steht. Was ist der Grund dafür, dass Nofretete heute an ganz unterschiedlichen Orten – nicht nur in Kairo oder Berlin, sondern auch in Rio de Janeiro, in Houston oder in Kalkutta – als Paradebeispiel für weibliche Schönheit verstanden wird? Wie wurde aus einer antiken Königin eine globale Ikone der Gegenwart? (S. 10)

Die Königin Nofretete (etwa 1370–1330 v. Chr.) war die Hauptgemahlin des Pharaos Echnaton und ist wegen ihrer ungewöhnlich schönen und nahezu perfekt erhaltenen Büste auf der ganzen Welt ein Begriff.

Die Königin beschäftigt sich nicht mit der historischen Person Nofretetes, sondern mit der Rezeption der historischen Schönheit seit ihrer Entdeckung im Jahr 1924. Feministinnen, Nationalisten, Intellektuelle, Nazis und sogar moderne Pop-Künstler haben

sich von Nofretetes Büste inspirieren lassen und deren Bekanntheitsgrad für ihre eigenen Zwecke benutzt.

Sebastian Conrad analysiert die bekanntesten Bezüge zu der Königin in seinem ungemein lesenwerten Sachbuch, das für den *Deutschen Sachbuchpreis 2024* nominiert wurde.

USCHI ZIETSCH
UNERWARTETE
BEGEG
NUNGEN
ANTHOLOGIE
Fabylon

Uschi Zietsch [1961–]

Unerwartete Begegnungen. Anthologie

Fabylon (PB 206 S./€ 15,00)

Markt Rettebach 2024

Genre: Phantastik

Hallo ihr da draußen, hier ist Silberfuxxx!

Shup-shup, dass ihr alle live dabei seid, wenn ich mich heute an meine größte Herausforderung wage: Das Geheimnis des unheimlichen Monsters vom Grand National zu lüften! Seit Wochen treibt es sein Unwesen, zahllose Menschen hat es auf schaurigste Weise ermordet, und doch gibt es keine gesicherten Aufnahmen davon. Fakes allerorten, wer so alles das Monster gesehen und aufgenommen haben will, mehr cringe geht nicht. Echt was zum Fremdschämen. Fehlen nur noch die Selfies dazu, haha!

Um dazu gleich die ersten Kommentare der Hater vorwegzunehmen – ja, natürlich mache auch ich hauptsächlich Selfies, ich bin schließlich Influencerin und keine Journalistin, d'accord? Ihr

> wollt ja mich und mein hübsches Gesicht sehen, selbst meine Hater. Oder vor allem die? Uuuh, ich seh schon, wie es reinrasselt. Mir ist das gleich, Hauptsache, ihr folgt mir, und meine Beiträge gehen um die Welt. Darauf kommt's mir an, denn, oh Wunder, ich hab was zu sagen, nicht nur zu zeigen! (S. 9, „Jagd-Fieber")

Silberfuxxx ist Influenzerin im zukünftigen Transnetz, einer Weiterentwicklung des Internets. Wenn es zur Sache geht, dann setzt sie sich ihre Vortex-D-Brille auf, macht sich auf Erkundung und plaudert nebenbei mit ihren zahlreichen Followern.

Diesmal hat sie sich etwas Besonderes vorgenommen: Sie will das Geheimnis des Monsters vom Grand National Öko-Park lüften. Weil diesem mysteriösen Ungeheuer schon etliche Menschen zum Opfer gefallen sind, hat sie sich einen mobilen Safe-Room in den Park liefern lassen, in Sarg-Form mit Luftversorgung für etliche Stunden.

Allerdings: Wenn man schon beim ersten Anzeichen von Gefahr in den Sarg springt, dann kann man natürlich keine

aufsehenerregende Reportage machen – und ein bisschen klaustrophisch ist es in dem Ding ja auch. Daher stellt sich Silberfuxxx lieber tapfer der nächtlichen Bedrohung.

Fpiep! Da kommt (S. 17)

Leider endet die Geschichte hier, und wir erfahren nicht, wie Silberfuxxxens Erlebnisse weitergehen. Hat die Ausrüstung versagt? Ist sie in den abgeschirmten Sarg gehüpft? Hat sie einer der anderen tapferen Nachtjäger mit dem Monster verwechselt und abgeschossen? Oder ist das Untier womöglich keine Fiktion?

„JagdFieber“ parodiert auf herrlich ironisch-zynische Weise die schrillen Influenzer auf TikTok und anderen Sozialen Medien und macht großen Appetit darauf, auch die weiteren Erzählungen dieser Sammlung zu lesen.

Unerwartete Begegnungen ist nicht im eigentlichen Sinn eine Anthologie, sondern vielmehr der erste Band von Uschi Zietschs „Werkausgabe gesammelter Stories“, die

hier in lockerer Reihenfolge dem geneigten Leser präsentiert werden.

Neben einem Vorwort und einer Bibliographie enthält der Band folgende Erzählungen: Jagdfieber; Der perfekte Friede; Cybertopia; Mein Wiener Flittchen; Jutta; Höllentausch; Pandoras Letzter Wille; Der unaufhaltsame Tod; Der Spiegel; Arabellas Nacht; Der Wünschelbrunnen; Die alte Katze und das Meer; Ein Mann und ein Hund; Eine weiße Nacht; Der künftige Mord; Fürchte das Wasser; Bonus: Aische.

KATHERINE MAY
Trost finden in unruhigen Zeiten
DER ZAUBER DER WELT
Von der Autorin des Bestsellers »Überwintern«
INSEL

Katherine May
Der Zauber der Welt. Trost finden in unruhigen Zeiten
***(Enchantment. Reawakening Wonder in an Exhausted Age*, 2023)**
Insel (HC 222 S./€ 22,00)
Berlin 2023
Aus dem Englischen von Marieke Heimburger
Genre: Trostbuch

In letzter Zeit wache ich nachts auf und weiß ein paar panische Sekunden lang nicht, wo ich bin. Ich weiß, wie ich heiße, das schon, aber ich weiß nicht, mit welcher Version meiner selbst ich es gerade zu tun habe.

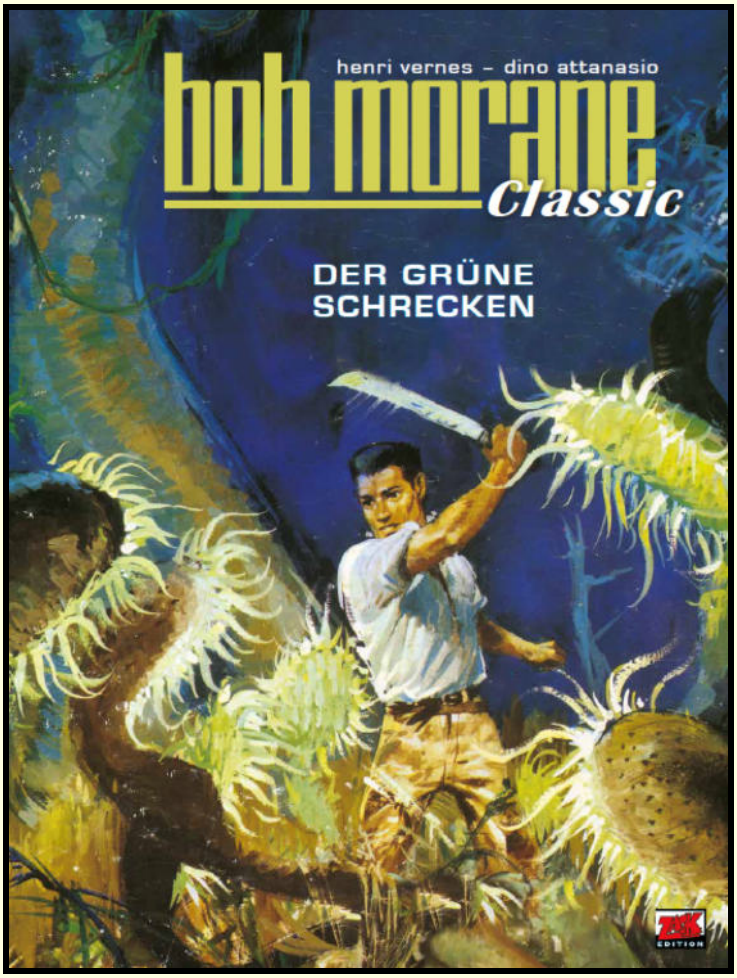
Einmal dachte ich, ich würde wieder in meinem alten Bett bei meinen Eltern liegen. Fast meinte ich, das Quietschen der Metallfedern hören zu können, während ich im Geiste meinen Stundenplan durchging: Physik, Geschichte, Kunst. Aber die Illusion war unbeständig und löste sich in Luft auf, und ein paar freischwebende Sekunden lang war ich überhaupt niemand bezie-

> hungsweise einfach nur jemand, der sich erinnert, dieses Mädchen gewesen zu sein. Dann war ich wieder ich, das heutige Ich, das in seinem blauen Polsterbett saß, während durchs offene Fenster Meeresluft hereinströmte.
>
> Das war ungewöhnlich. Meistens wenn ich aufwache, bin ich niemand, ich bin dann einfach nur ein Bewusstsein in der Dunkelheit, das versucht, sich einen Reim auf alles zu machen. Es ist ein seltsamer Schwebezustand, in dem das Ich ohne jede Verankerung existiert. Es ist ein Zwischenspiel, wie angehaltener Atem. Dann, endlich, entweicht er, die Lungen füllen sich wieder, die Welt flutet herein. Ein sehr willkommener Fakten-Upload. Ein Neustart. Ich bin wieder da. (S. 11)

Katharina May erzählt in *Der Zauber der Welt,* wie sie durch eigene Kraft aus einer Stimmung der Verzweiflung entkommen ist, indem sie sich der Schönheit der Natur anvertraut hat.

Die Corona-Epidemie mit ihren Lockdowns; der furchtbare Krieg in der Ukraine;

die Gräueltaten in Gaza; die Klimakatastrophe: Angesichts einer solchen Gegenwart und einer womöglich noch schlimmeren Zukunft ist eine Anleitung, wie man „Trost finden in unruhigen Zeiten“ kann, wirklich vonnöten.


henri vernes – dino attanasio
bob morane
Classic
DER GRÜNE SCHRECKEN

Henri Vernes (Charles-Henri-Jean Dewisme, Text) & Dino Attanasio (Zeichnungen)
***Bob Morane Classic 3: Der grüne Schrecken (Bob Morane contre la terreur verte,* 1960/1961)**
Zack Edition, Blattgold GmbH
(HC 64 S./€ 20,00)
Bad Dürkheim 2024
Aus dem Französischen von Fritz Walter
Genre: Comic

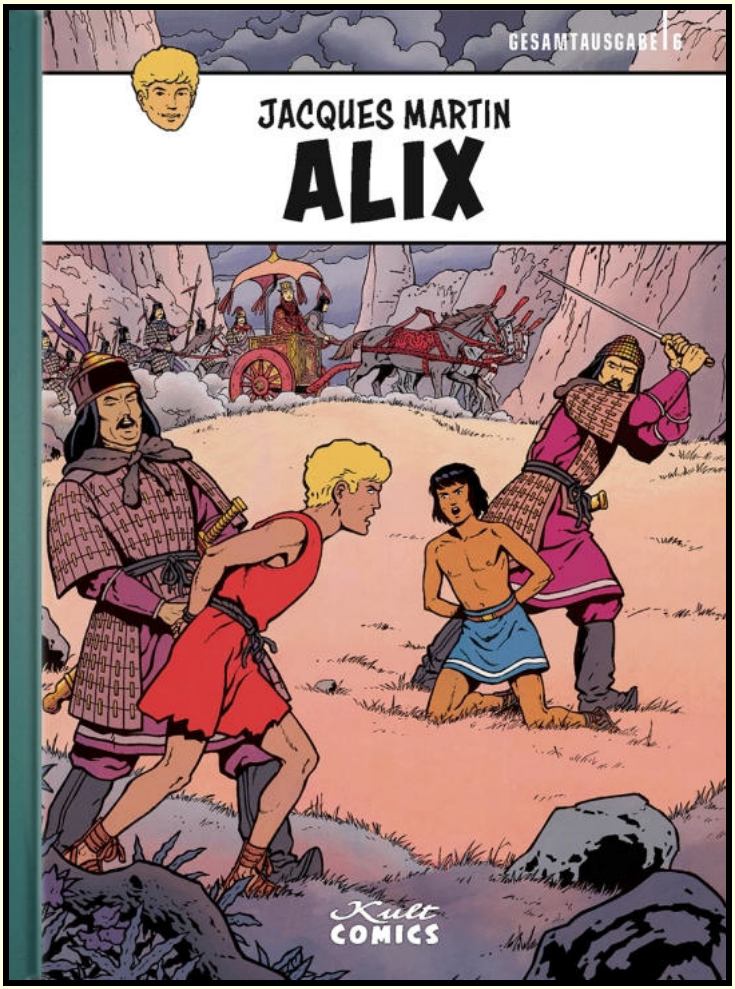
> Polizeichef: Ihr Antrag, von Amazonia in den Tropenwald reisen zu dürfen, um diesen Inka-Tempel zu suchen… Nun, Ihr Antrag ist abgelehnt, und ich verbiete Ihnen, die Stadt zu verlassen! Verstanden! Und jetzt gehen Sie… (S. 4)

Robert Morane, sein Freund William Ballantine und Professor Aristide Clairembart wollen in den Urwald von Amazonien reisen, um dort nach einem verlorenen Inka-Tempel zu suchen.

Allerdings stellen sich bald unheimliche Phänomene in Form von Pflanzen ein, die

nicht nur rapide schnell wachsen, sondern sogar zur Bewegung fähig sind und Menschen fressen. Dies ist die Folge davon, dass der Urwald für den Bau der Stadt Amazonia mit Atombomben gerodet wurde. Zwar hat man so lange gewartet, bis die Strahlung wieder abgeklungen ist, aber dass dabei die Pflanzen mutieren könnten, hat man nicht bedacht.

Bob Morane ist eine der bekanntesten Abenteuerserien, die in Form von Romanen, Comics, Fernsehfilmen und sogar Computerspielen über Jahrzehnte ein großes Publikum gefunden hat. Die frühen Comics, geschrieben von Henri Vernes und gezeichnet von Dino Attanasio, die ursprünglich in der Zeitschrift *Femmes d'Aujourd'hui* erschienen sind, sind allerdings in Deutschland praktisch unbekannt. Umso verdienstvoller ist es, dass sich die Zack Edition dieses Comic-Klassikers angenommen hat und ihn in sechzehn Ausgaben publiziert.


GESAMTAUSGABE 6
JACQUES MARTIN
ALIX
Kult
COMICS

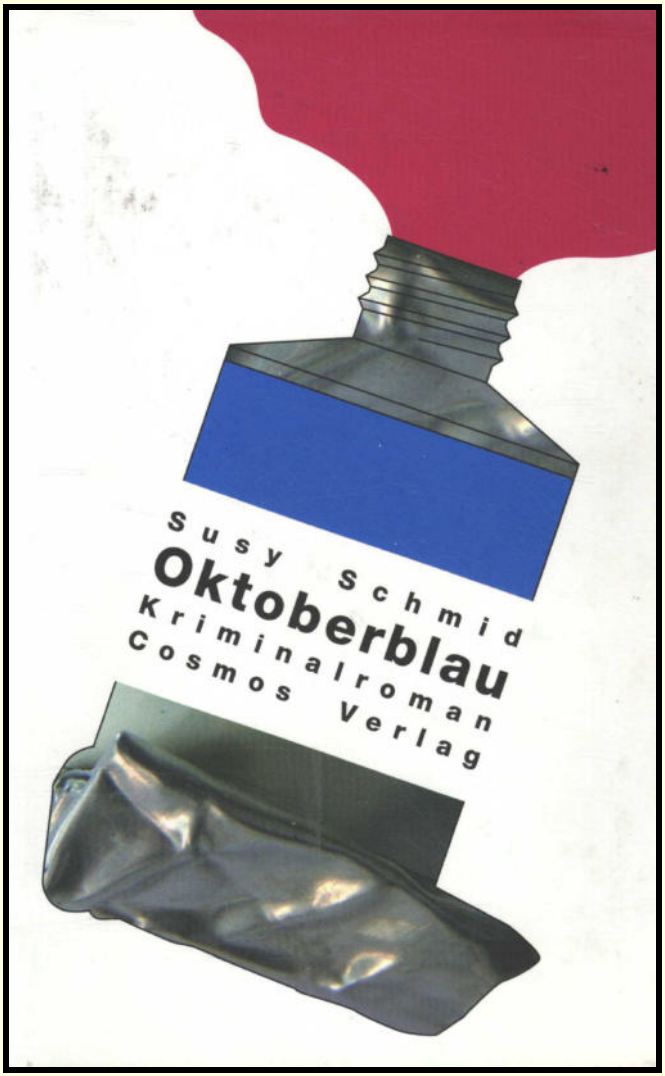
Jacques Martin
Alix. Gesamtausgabe 6
***(Les voyages d'Alix*, 1982–1996)**
1. Der Kaiser von China
***(L'empereur de Chine*, 1983)**
2. Vercingetorix
***(Vercingetorix*, 1985)**
3. Das Trojanische Pferd
***(Le cheval de Troie*, 1988)**
4. O Alexandria
***(Ô Alexandrie*, 1996)**
5. Reiseband China
***(La Chine*, 2013; Zeichnungen von Erwin Drèze)**
Kult Comics (HC 280 S./€ 39,00)
Leipzig 2024
Aus dem Französischen von Uwe Löhmann
Genre: Historischer Abenteuer-Comic

– Oft viele Piraten lauern hinter Inseln. Sie sehr listig.
– He, da vorn tauchen zwei Segel auf!
– Ob das Seeräuber sind?
– Bestimmt! Alle Mann an die Waffen!
(S. 88)

Jacques Martin (1921–2010) begann die Serie um seinen jugendlichen historischen Helden Alix im Jahr 1948 im Magazin *Tintin*; sie wird bis heute von seinen Kindern weitergeführt.

Alix ist der Sohn eines gallischen Häuptlings, der als Sklave nach Rom verschleppt und dort von Honorus Galla Graccus adoptiert wird. Als eine Art Kundschafter wird er von Cäsar in alle Ecken der Welt geschickt, begleitet von einem ägyptischen Freund Enak. Auf jeder seiner Reisen erlebt Alix die unglaublichsten Abenteuer.

Kult Comics hat es sich zur Aufgabe gemacht, alle Alix-Reisen in einer Gesamtausgabe herauszubringen, die mittlerweile bei Band sechs angelangt ist. Als einer der europäischen, genauer gesagt frankobelgischen Comicklassiker verdient diese Publikation größte Anerkennung.


Susy Schmid
Oktoberblau
Kriminalroman
Cosmos Verlag

*Schmid, Susy: Oktoberblau

Susy Schmid [1964–]
Evi Gygax 3: Oktoberblau
Cosmos (HC 176 S./€ 20,00)
Muri bei Bern 2011
Genre: Krimi

„Wenn alle Wege nach Rom führen“, dachte Evi, während sie aus dem Zugfenster schaute, „dann führen, Gott sei Dank, auch alle Wege weg von Rom.“

Tatsächlich bündelten sich hier, im Niemandsland zwischen Roma Tiburtina und Roma Termini, ungezählte Gleise aus allen Weltgegenden zu den schliesslich neunundzwanzig, die im grossen Bahnhof enden würden. Zwischen den Schienen lag überall Abfall und im vom Himmel nieselnden Morgenlicht sah die transalpine Sackgasse über alle Massen jämmerlich aus.

Auf der Stelle wieder nach Hause zu fahren war allerdings auch keine Lösung. Nicht wenn man, wie Evi Gygax, mit dem expliziten Vorsatz nach Rom aufgebrochen war, sich dort während

> dreier Wochen ein wenig vom katastrophalen Ende ihrer Beziehung mit Markus Schatzmann, *Sexiest* Kantonspolizist *Alive*, zu erholen. Daheim erinnerte sie absolut alles an bessere Zeiten mit Schmatz; die alltäglichsten Handgriffe konnten einen Emotionsschub in Gang setzen, der Evi auf ein heulendes Häufchen reduzierte. (S. 5)

Die frohgemute Weltreisende Evi Gygax, von Beruf Buchhändlerin in Hölibach im Aargau, befindet sich gerade in einer depressiven Phase, weil sie von ihrem langjährigen Freund Schmatzme verlassen wurde. Ob sich die Fahrt nach Rom, die sie sich in ihrem Elend genehmigt hat, als Nothilfe eignen wird, dass muss sich erst herausstellen.

In Rom sucht sie ihre Freundin Bibiana Büttikofer De Maio auf, die ebenfalls unter einem schmerzlichen Verlust leidet, nämlich dem Tod ihres geliebten Gatten durch einen grauseligen Selbstmord. Bibiana arbeitet in der römischen Buchhandlung „Ofner“ und besucht zusammen mit Evi ihren krankgeschriebenen Kollegen Luca Seng-

haas, was sich anbietet, weil sie einen Stoß Gedichtbände beim in der Nähe wohnenden Professore Logrippo abholen muss.

Leider hat die völlig verstörte Bibi nach ihrer Rückkehr aus Lucas Wohnung nichts Gutes zu verkünden.

„[..] Jedenfalls habe ich die Wohnungstüre aufgeschlossen, habe ‚Luca!' gerufen, aber keine Antwort bekommen. Im Schlafzimmer war er nicht, da war ordentlich gebettet. Dann habe ich in alle andern Zimmer geschaut, und zuletzt ins Bad."

„Und da war er dann?"

„Mhm." Bibiana schaute traurig und ein bisschen angewidert drein. „In der Badewanne. Er hatte seinen schönen, grauen Anzug an. Den trägt er nur zu besonderen Gelegenheiten."

Eine besonderere Gelegenheit als den eigenen Selbstmord konnte sich Evi schwerlich vorstellen.

„Speziell schlimm ausgesehen hat er eigentlich nicht", versuchte Bibiana nun sich und Evi einzureden. „Einfach völlig fehl am Platz mit den Kleidern in der

Wanne. Und das Wasser war ziemlich rot. Bei meinem Mann, weisst du, war das viel hässlicher, da …“

„Das musst du mir ein andermal erzählen“, fiel ihr Evi ins Wort. „Dann rufen wir jetzt die Schroterei an, ja? Ich habe ein Handy. Oder gibt es hier in der Nähe einen Polizeiposten?“

Bibi schüttelte den Kopf. „Vorher muss ich nochmal rauf in Lucas Wohnung.“

Evi war baff. Und nicht begeistert. „Warum denn das?“

„Meine Handtasche ist noch dort. Ich wollte sie holen gehen, als du mir gerufen hast. Mein Handy ist drin, mein Portemonnaie, das Geld für Professore Logrippo. […]“ (S. 18)

Luca liegt leblos in der von rotem Wasser erfüllten Badenwanne. Bibi und Evi wagen sich trotzdem noch einmal in die Selbstmörderwohnung, weil Bibi in ihrer Kopflosigkeit dort ihre Handtasche vergessen hat.

Und weil sie schon in der Wohnung sind, nehmen sich auch noch den eigenhändigen Brief von Howard Carter, der

würdig eingerahmt an der Wand hängt, mit, denn sie befürchten, dass ihn die nichtsahnenden Erben ungerührt vernichten könnten. Die Polizei rufen sie nicht, sondern machen sich ungesehen aus dem Staub; den Toten zu entdecken und der Obrigkeit zu melden, das überlassen sie der Haushälterin Concetta Catalano.

Unglücklicherweise steckt Bibis Portemonnaie nicht in ihrer Handtasche, wo es eigentlich hätte sein müssen. Liegt es womöglich noch in Lucas Wohnung und wird jetzt von der Polizei sichergestellt? In welche fatale Lage wird das unsere beiden Freundinnen bringen?

Prompt erreicht Evi ein erregter Anruf von Bibi.

„Du musst sofort zu Ofner kommen, Evi! Die Polizei ist da. Sie wollen mich mitnehmen! Mit dir wollen sie auch reden! Wo bist du jetzt?“

„Auf dem Forum. Ich wollte gerade gehen. Soll ich ein Taxi nehmen?“

„Nein, um diese Zeit bist du zu Fuss wahrscheinlich schneller. Bitte pressier!“

„Ja, klar. Aber – warum nehmen sie dich mit?“

Bibi bemühte sich ohrenfällig um Fassung. Endlich sagte sie, beherrscht und monoton: „Die Polizei hat meine Kreditkarten gefunden. In der Gesässtasche eines Toten. Er lag in der Badewanne einer Wohnung an der Via Nazionale.“ (S. 68)

Bei der polizeilichen Vernehmung erfahren die Beiden, dass in der Wanne keineswegs Luca liegt, sondern ein anderer, fremder Toter. Was um Himmels willen mag da vorgegangen sein?

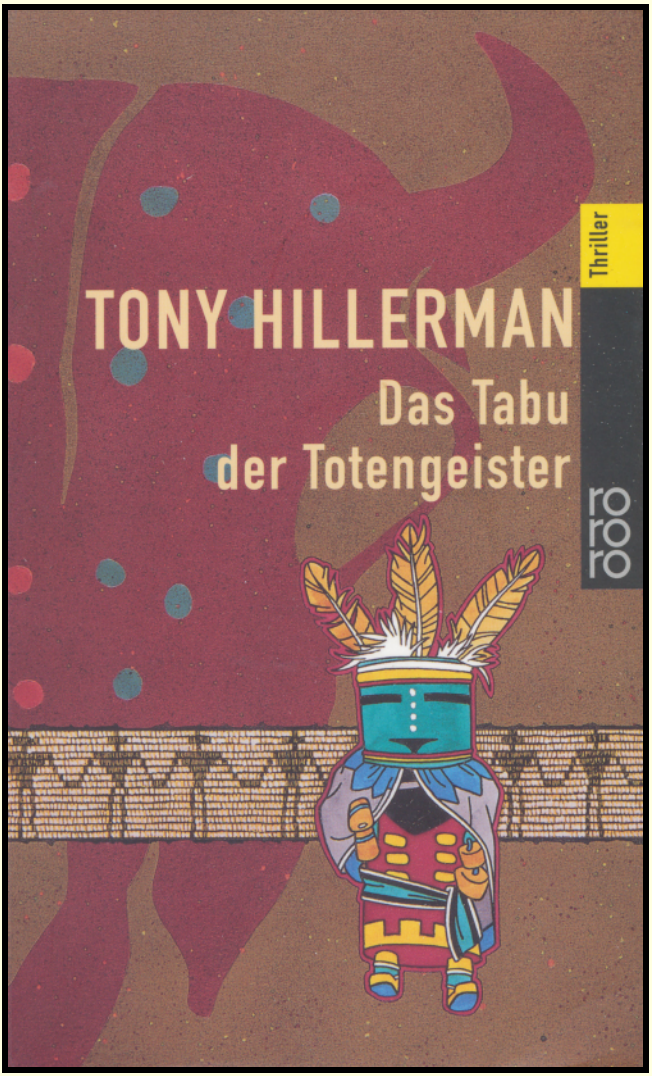
Susy Schmid gelingt es auch in ihrem dritten Evi-Gygax-Abenteuer, *Oktoberblau*, wieder einen köstlichen Krimi zu präsentieren: Der Roma hat eine überaus spannende Handlung; der eigenwillige Stil ist unglaublich amüsant; die Liebesabenteuer sorgen für eine romantisch-erotische Note; und nicht zuletzt sorgen die Schilderungen der Schönheit Roms für eine besondere Atmosphäre.

Die nachfolgende kleine Szene gibt einen schönen Eindruck von der Formulierungskunst der Autorin.

> Von Kindsbeinen an dem Laster des Fremde-Bücher-Voyeurismus verfallen, wunderte sich Evi gleichwohl immer wieder, mit welcher Sorglosigkeit, ja, Unverfrorenheit der Mensch seine geheimsten Vorlieben praktisch öffentlich macht und Werke über seine privatesten Obsessionen schamlos auf die Etagere im Salon packt. Evi dachte daran zurück, wie sie sich einmal, in einer promiskuitiveren Lebensphase, spät abends aus einem Einfamilienhaus geschlichen hatte, während dessen Besitzer in der Küche mit der Zubereitung eines aphrodisischen Imbisses beschäftigt war. Sie hatte ursprünglich vorgehabt, über Nacht zu bleiben, es sich aber kurzfristig anders überlegt, nachdem sie ihrem Gastgeber ein wenig an die Bücher gegangen war: „Luder in Latex“ hatte sie noch einigermassen lustig gefunden; dass aber gleich daneben das „Lehrbuch des Metzgerhandwerks“ ge-

> standen hatte, und anschliessend „Die letzten Wildnisse der Schweiz“ hatte sie doch sehr nachdenklich gemacht. (S. 68)

Die Auflösung des Kriminalfalls wirkt ein wenig konstruiert, aber man könnte sich beim besten Willen keine simplere Erklärung der vertrackten Sachverhalte vorstellen.


TONY HILLERMAN
Das Tabu der Totengeister
Thriller
rororo

*Hillerman, Tony: Tabu der Totengeister

Tony Hillerman [Anthony Grove Hillerman, 1925–2008]
Navajo Nation 6: Das Tabu der Totengeister (The Ghostway, 1984)
rororo 43 371 (TB 256 S./DM 14,90)
Reinbek bei Hamburg 2000, 13.–22. Tausend
Aus dem Amerikanischen von Klaus Fröba
Genre: Krimi

In Hosteen Joseph Joes Erinnerung stellten sich die Ereignisse so dar:

Er kam gerade aus der Shiprock-Münzwäscherei, da bemerkte er den Wagen. Der rote Schein der tiefstehenden Sonne spiegelte sich in seiner Windschutzscheibe. Über dem gelben Baumwollgebüsch am San Juan River ragte bläulichschwarz die Silhouette des Shiprock in den glühenden Himmel. Der Wagen sah brandneu aus, er rollte langsam über den Schotter, der Fahrer lehn-

te sich leicht aus dem Seitenfenster. Und dann rief er zu Joseph Joe:

„He, du!“ rief er. „Komm mal rüber.“ (S. 7)

Hosteen Joseph Joe remembered it like this.

He’d noticed the green car just as he came out of the Shiprock Economy Wash-O-Mat. The red light of sundown reflected from its windshield. Above the line of yellow cottonwoods along the San Juan River the shape of Shiprock was blue-black and ragged against the glow. The car looked brand new and it was rolling slowly across the gravel, the driver leaning out the window just a little. The driver had yelled at Joseph Joe.

„Hey!” he’d yelled. „Come here a minute.”

Ein Mann kommt mit einem Auto nach Shiprock in der Navajo-Reservation und fragt den alten Hosteen Joseph Joe nach einem gewissen Leroy Gorman, den Joseph Joe allerdings nicht kennt, weder dem Namen nach noch nach dem Aussehen auf ei-

nem Polaroid-Foto. Der Fragende ist offensichtlich ein Navajo, spricht allerdings nur Englisch, was darauf hinweist, dass er unter Weißen aufgewachsen ist.

Ein zweites Auto kommt an, ein Mann in einer kartierten Jacke steigt aus und streitet sich mit dem ersten Autofahrer.

> Hosteen Joe drehte sich um und ging zum Lieferwagen seiner Tochter. Er hörte, wie eine Wagentür geöffnet wurde. Dann zugeschlagen. Danach ein Schrei. Der scharfe Knall eines Pistolenschusses. Und dann noch ein Schuß – noch einer und ein vierter. Als er zurückschaute, sah er, daß der Karierte auf dem Schotter lag und der andere, der aus dem grünen Auto, sich an der Tür seines Wagens festklammerte, bevor er wieder einstieg und losfuhr. Oben an der Straße bog er zum Fluß ab, in Richtung auf die Kreuzung. Von dort konnte er sich entweder nach Westen halten, Richtung Teec Nos Pos, oder nach Süden, auf Gallup zu. (S. 9)

> Hosteen Joe had turned then and walked back toward his daughter's truck. Behind him he heard the sound of a car door opening. Then closing. A yell. The sharp clap of a pistol shot. And then another shot, and another, and another. When he turned he saw Plaid Coat on the gravel and the driver holding himself up by clinging to the door of his car. Then the driver got in and drove away. When the car got to the asphalt, it turned toward the river and toward the junction, which would either take it west toward Teec Nos Pos or south toward Gallup.

Es kommt zu einer Schießerei zwischen den beiden Männern: Der Neuankömmling liegt tot am Boden; der Erste fährt offenbar verletzt fort.

Das FBI in Gestalt von Agent Sharkey nimmt sich des Falls an. Jim Chee von der Navajo Tribal Police interessiert sich auch dafür, obwohl er sich eigentlich in FBI-Angelegenheiten nicht einmischen darf. Immerhin teilt man ihm mit, der das Tote Lerner heißt und der Verwundete Albert

Goreman, der offenbar auf der Suche nach seinem Bruder Leroy war. Außerdem wurde in Los Angeles ein FBI-Agent getötet, wobei die Brüder auf eine Weise in den Fall verwickelt sind, die das FBI nicht preisgeben will.

Doch Jim Chee findet bald heraus, dass sich Albert Gorman bei seinem Onkel Hosteen Ashie Begay, der noch ganz nach herkömmlicher Sitte in einem abgelegenen Hogan lebt, verkrochen hat.

> Nach allem, was man ihm bei Two Gray Hills über Hosteen Begay erzählt hatte, war der alte Mann fest in den Traditionen verwurzelt. Er kannte das Gesetz der Navajos und lebte nach ihm. Bestimmt hatte er diesen Hogan getreu den Lehren von Changing Woman gebaut, mit einer einzigen Tür, die nach Osten lag, zur Morgenröte hin, dahin, wo stets alles seinen Anfang nahm. Norden war dagegen die Himmelsrichtung der Finsternis und des Übels. Sollte es das Unglück irgendwann so fügen, daß jemand im Inneren eines Hogans starb, dann mußte man ein Loch in die Nordwand brechen und den Leichnam

dort hinausschaffen. Man mußte den Rauchfang verstopfen und den Eingang mit Brettern vernageln. So wurde dann aus dem früheren Zuhause eine verlassene Blockhütte. Das Loch in der Nordwand blieb offen – als Warnung für alle im Volke, daß dies ein Totenhogan geworden war. Nur den Leichnam konnte man herausholen, nicht aber den bösen *chindi* des Verstorbenen. Der Geist hauste für immer dort.

Chee war ungefähr hundert Meter weit gegangen, immer oben am Berghang, wo man ihn vom Hogan aus nicht entdecken konnte. Jetzt hatte er fast die Nordseite der Behausung erreicht. Der Dunst war so dünn geworden, daß Chee das dunkle Loch erkennen konnte, die Stelle, wo die Holzkloben aus der Wand herausgehauen waren. Also war wirklich jemand in Hosteen Begays Hogan gestorben und hatte seinen Geist dort zurückgelassen. (S. 22f)

From what Chee had learned of Hosteen Begay at Two Gray Hills he was an old-fashioned man, a traditional man, a

man who knew the Navajo Way and followed it. He would have built this hogan as Changing Woman taught—with a single doorway facing the direction of dawn, the direction of all beginnings. North was the direction of darkness, the direction of evil. It was through the north wall of a hogan that a corpse must be removed in the sad event of death striking someone inside. Then the smoke hole would be plugged, the entrance boarded, and the place abandoned—with the corpse hole left open to warn the People that this had become a death hogan. The body could be removed, but never the malicious *chindi* of the dead person. The ghost infection was permanent.

Chee had circled about a hundred yards, keeping out of sight. Now he was almost due north of the place. Through the thinning mist he could see the dark hole where the logs of the wall had been chopped away. Someone had indeed died inside the hogan of Hosteen Begay and left his ghost behind.

Beim Hogan von Hosteen Begay ist die Tür vernagelt und auf der Nordseite eine Öffnung herausgebrochen worden, ein Zeichen dafür, dass in der Blockhütte jemand verstorben ist. Chee findet auch bald den Ort, an dem Albert Gormans Leiche begraben ist. Seltsam ist allerdings, dass Hosteen Begay den Sterbenden nicht vor seinem Tod aus dem Hogan geschafft hat, wie es üblich ist; und dem Toten wurden zwar die Schuhe von links nach rechts vertauscht, wie es notwendig ist, damit sein böser Totengeist seiner Seele nicht in die Unterwelt folgen kann, aber Begay hat offenbar vergessen, dem Toten die Haare mit dem vorgeschriebenen Sud zu waschen. Dass also die Totenriten nur teilweise eingehalten wurden, gibt Chee sehr zu denken, aber er kann sich keinen Reim darauf machen.

Außerdem ist nicht nur Hosteen Begay, sondern auch seine Enkeltochter, die siebzehnjährige Margaret Billy Sosi, verschwunden. Und während sich Chee mit diesen Problemen beschäftigt, geht ihm ständig die Frage im Kopf herum, soll er mit seiner Freundin Mary Landon nach Art der Weißen oder nach der Sitte der Navajo

leben, was insbesondere für die Erziehung der Kinder von größter Bedeutung ist.

Hosteen Begays Hogan, in dem ein Mensch verstorben ist, darf nie wieder betreten werden, wenn man sich nicht mit dem bösen Geist verseuchen will. Chee fragt sich daher, ob er nun trotz seiner beruflichen Neugier dem Hogan fern bleiben soll oder ob er sich einreden soll, ein aufgeklärter moderner Mensch zu sein, der keine Angst vor Geistern hat.

> Entweder ging er zurück zum Wagen, fuhr nach Hause und fand sich damit ab, daß er seine Zeit nutzlos vertan hatte, oder er hielt an dem Gedanken fest, sich an dem einzigen Platz umzusehen, an dem er sich bisher noch nicht umgesehen hatte. Das bedeutete, daß er seine Taschenlampe nehmen und durch das Loch steigen mußte – in die Finsternis. Der Verstand sagte ihm, daß gar nichts dabei war. Er brauchte sich bloß zu bücken und einen Schritt durch die aufgebrochene Seitenwand zu tun, und schon stand er in Hosteen Begays verlassenem Hogan – im Totenhogan. Ein

Schritt nur, ein naheliegender Schritt für den Jim Chee, der Absolvent der Universität von New Mexico war, *Esquire* und *Newsweek* abonniert hatte, Officer bei der Navajo Tribal Police war, eine gewisse Mary Landon liebte, zum Leserstamm der Volksbücherei in Farmington gehörte, die Prüfung an der FBI-Academy ‚mit Auszeichnung' bestanden hatte und in dessen Taschen die Sozialversicherungskarte 441-28-7272 steckte. (S. 49)

He would either walk back to his pickup truck, go home, and write off this idea as a waste of time or he would search the one place he hadn't searched. That meant taking out his flashlight and stepping through the hole into darkness. At one level of his intellect it seemed a trivial thing. He would crouch, step over the broken siding, and find himself standing erect inside the abandoned death hogan of Hosteen Begay. To the Jim Chee who was an alumnus of the University of New Mexico, a subscriber to *Esquire* and *News-*

week, an officer of the Navajo Tribal Police, lover of Mary Landon, holder of a Farmington Public Library card, student of anthropology and sociology, „with distinction" graduate of the FBI Academy, holder of Social Security card 44 1-28-7272, it was a logical step to take.

Chee erinnert sich an die Anweisungen seines Onkels Hosteen Frank Sam Nakai, der bei den Navajo als weiser Heiler gilt.

Aber ‚Jim Chee' war eben nur das, was sein Onkel ‚den Namen eines weißen Mannes' genannt hätte. Sein heimlicher, wahrer Name, sein Kriegername, lautete ‚Long Thinker'. Hosteen Frank Sam Nakai, der der ältere Bruder seiner Mutter und einer der angesehensten Sänger unter den Four-Corners-Navajos war, hatte ihm den gegeben. Seit seiner Studienzeit in Albuquerque, an der Universität von New Mexico, hatte er sich nicht mehr oft als ‚Long Thinker' gefühlt. Trotzdem, der Name und seine Bedeutung waren ihm bewußt. Er stand oben am Hang, da, wo er Gormans

Leichnam gefunden hatte, und schaute hinunter zu Begays Hogan – schaute hinunter mit den Augen eines Navajos. Die Tür auf der Ostseite war wieder mit Brettern vernagelt. Er hatte sich, bevor er gegangen war, selber darum gekümmert und das, was Sharkey angerichtet hatte, wieder in Ordnung gebracht. Der Rauchfang war verstopft. Der *chindi*, der Gormans Körper im Augenblick des Todes verlassen hatte, war da drin gefangen – die Verkörperung all dessen, was es im Leben eines Verstorbenen an Übel gegeben und was nicht in Einklang mit dem Gesetz der Navajos gestanden hatte.

Alles, was ‚Long Thinker' anerzogen war, drängte ihn, einem *chindi* aus dem Weg zu gehen. „Wenn du nachts draußen bist, tritt leise auf", hatte seine Mutter ihn gelehrt. „Die *chindis* sind in der Dunkelheit unterwegs." Und sein Onkel hatte ihn gewarnt: „Sprich nie den Namen eines Toten aus, sonst denkt sein *chindi*, du rufst ihn." (S. 49)

But „Jim Chee" was only what his uncle would call his „white man name." His real name, his secret name, his war name, was Long Thinker, given him by Hosteen Frank Sam, Nakai, the elder brother of his mother and one of the most respected singers among Four Corners Navajos. Since he had gone to Albuquerque to study at the University of New Mexico, he did not often think of himself as Long Thinker. But he did now. He stood on the talus slope above where he had found the Gorman corpse looking down at the Begay hogan as a Navajo would look at it. The east-facing door was boarded shut. (He had resealed it before he'd left, repairing the damage done by Sharkey.) The smoke hole was plugged. The *chindi,* which had left the body of Gorman at the moment of Gorman's death, was trapped inside—a summation of all in the dead man's life that was evil and out of harmony with the Navajo Way.

Everything in Long Thinker's training conditioned him to avoid *chindis.* „If you have to be out at night, go quietly," his

mother had taught him. „The *chindis* wander in the darkness." And his uncle: „Never speak the name of the dead. Their *chindi* thinks you are calling it."

Später erfahren wir, was nach dem Glauben der Navajo mit der Seele eines Toten geschieht.

Nach dem Glauben der Navajos mußte Albert Gorman seine Reise in die Unterwelt inzwischen beendet haben. Er war eingegangen in das unergründbare Dunkel, für das die Religion seines Volkes keine Erklärung gab – nicht einmal den Versuch einer Deutung. Aber sein *chindi* hauste noch hier; das Böse, die Summe allen Mißklangs und aller Widersprüche in Gormans Leben, die Verkörperung der Disharmonie – seit dem Augenblick des Todes für immer in diesem Hogan gefangen. (S. 198)

By Navajo tradition, Albert Gorman now would have completed his journey to the underworld, would have vanished into the dark unknown which the me-

> taphysics of the People had never tried to explain or explore. But his chindi would be here, an unhappy, discordant, malevolent evil— whatever in Gorman had been out of harmony—trapped forever inside the hogan when Gorman had died.

Der Tote geht ein in eine Unterwelt, über die man nichts weiß. Von ihm bleibt jedoch ein „Chindi“, ein Geist zurück, der all das enthält, was der Verstorbene in seinem Leben Böses getan oder erfahren hat. Einerseits muss verhindert werden, dass der Geist dem Toten folgt, weshalb dessen Schuhe vertauscht werden, um falsche Spuren zu legen; andererseits muss man auch Sorge tragen, dass der Geist keinen Lebenden befällt. Daher werden Navajos stets zum Sterben ins Freie gebracht, wo der Tote den Weg in die Unterwelt finden kann und wo sich der böse Geist in der Weite verlieren kann. Man darf den Toten stets nur mit seinem Verwandtschaftsgrad erwähnen, aber nie mit seinem Namen, weil man sonst den Geist wieder anlockt.

Chee meint am Ende, dieser Mythos sei entstanden, weil Sterbende ansteckende Krankheiten verbreiten können.

Das Tabu der Totengeister ist wieder ein außerordentlich faszinierender Roman aus der Feder des Native-American-Kenners Tony Hillerman, und zwar einerseits als raffiniert konstruierter und dramatisch gestalteter Krimi, und andererseits als stimmungsvolle Einführung in die Gedankenwelt der ursprünglichen Navajos. Dieses Werk glänzt in jeder Hinsicht und kann nur empfohlen werden.

AGATHA
CHRISTIE
Alter schützt vor Scharfsinn nicht
Roman

Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]
Tuppence & Tommy 5: Alter schützt vor Scharfsinn nicht
***(Postern of Fate,* 1973)**
Bertelsmann (HC 256 S./DM xx)
Gütersloh 1980
Aus dem Englischen von Edda Janus
Genre: Krimi

Albert sieg auf einen Stuhl, klopfte die Bücher gegeneinander, um den Staub zu entfernen, und reichte sie der Reihe nach hinunter. Tuppence nahm sie mit Entzückensrufen in Empfang.

„Nein, so was! Alle sind sie da! Wie viele hatte ich vergessen! Das sind *Das Amulett* und *Der Psamayad* und *Die neuen Schatzsucher.* Großartig! Nein, noch nicht hineinstellen, Albert. Die muß ich erst lesen. Na ja, ein oder zwei wenigstens. Was ist denn das? Lassen Sie sehen. *Die rote Kokarde,* eine historische Erzählung. Sehr spannend. Und hier ist auch *Unter der roten Robe.* So viele Bücher von Stanley Weyman! Natürlich

habe ich sie erst gelesen, als ich zehn oder elf war. Es würde mich gar nicht wundern, wenn jetzt auch noch *Der Gefangene von Zenda* auftauchte!“ Sie seufzte bei der Erinnerung glücklich auf. „*Der Gefangene von Zenda* war mein erster Liebesroman. Die Liebesgeschichte der Prinzessin Flavia. Der König von Ruritanien. Und Rudolph Rassendyll. So ein Name! Davon hat man nachts geträumt.“ Albert reichte eine neue Auswahl hinunter. „Oh!“ rief Tuppence, „die sind noch besser, noch älter. Ich muß die ältesten Bücher zusammenstellen. Mal sehen, was wir haben: *Die Schatzinsel.* Die habe ich mehrmals gelesen und zwei Filme darüber gesehen. Obwohl ich Filme über Bücher nicht mag; sie stimmen nicht. Aha, da ist auch *Entführt.* Ja, das habe ich sehr geliebt.“ (S. 13f)

Das Ehepaar Prudence und Thomas Beresford hat in seiner Jugend während des Ersten Weltkriegs dem englischen Geheimdienst unschätzbare Dienste geleistet. Jetzt sind die Beiden alt geworden, die Kinder

und Enkel sind aus dem Haus, und da entschließen sich Tuppence und Tommy, sich ein eigenes Anwesen zu kaufen, das „Lorbeerhaus“. Mit erworben sind lange Regale mit Büchern, die vom Faktotum Albert entstaubt und von Tuppence bewundert werden, denn sie erinnern sie an ihre Kindheit und Jugend.

Natürlich kann es Tuppence nicht lassen, in ihrem Lieblingsbüchern zu stöbern, insbesondere in „Der Schwarze Pfeil“ *(The Black Arrow. A Tale of the Two Roses,* 1883) von Robert L. Stevenson. Zu ihrem Erstaunen findet sie darin unterstrichene Buchstaben, die, zusammen gelesen, einen Sinn ergeben, was sie natürlich sofort ihrem Gemahl mitteilen muss.

> „Hör mal, Tuppence“, erwiderte Tommy, „du wirst hoffentlich keine große Sache daraus machen?“
>
> „Was soll das heißen – keine große Sache?“
>
> „Na daß du ein Geheimnis witterst.“
>
> „Selbstverständlich ist es ein Geheimnis!“ sagte Tuppence. ‚Mary Jordan ist keines natürlichen Todes gestorben. Es

war einer von uns.' Ach, Tommy, gib zu, daß es unerhört geheimnisvoll klingt." (S. 18f)

Im Buch ist als Eigentümer Alexander Parkinson eingetragen. Tommy findet mit Hilfe seines Hundes Hannibal auf dem Friedhof ein verwittertes Grab, aus dem hervorgeht, dass Alexander bereits im Alter von vierzehn Jahren verstorben ist. Nun glaubt auch Tommy an eine Verschwörung.

„[…] Mary Jordan, wer sie auch gewesen sein mag, ist nicht auf natürliche Weise gestorben? Könnte es dann nicht sein, daß Alexander Parkinson als nächster starb?"

„Glaubst du wirklich…"

„Es hat mich nachdenklich gestimmt – er wurde nur vierzehn Jahre alt. Aus der Inschrift geht nicht hervor, woran er gestorben ist. Es steht nur ein Grabspruch da: ‚In deiner Gegenwart ist die Freude am größten.' Etwas in dem Sinn. Aber – er könnte etwas gewußt haben, was jemand gefährlich wurde. Und deshalb – ist er gestorben."

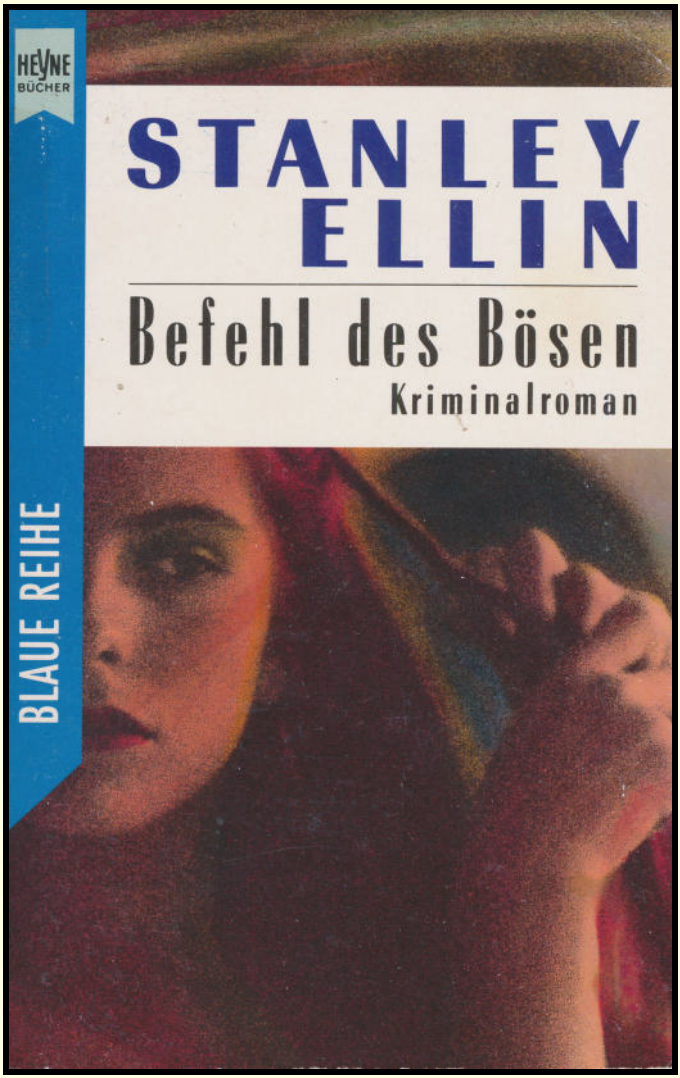
„Du meinst, er wurde ermordet? Reine Einbildung, mein Lieber!“ (S. 39)

Es gibt im Ort keine Aufzeichnungen über eine Mary Jordan. Aber die versiegenden Erinnerungen uralter Leute bringen zutage, dass diese Frau eine Spionin war, die englische U-Boot-Pläne an die Deutschen weiterleiten wollte.

Der erste Roman über Tuppence & Tommy, *The Secret Adversary*, erschien bereits 1922 und gehört zu Agatha Christies frühesten Werken. Das vorliegende Buch, *Alter schützt vor Scharfsinn nicht (Postern of Fate)*, erschien 1973 und ist das letzte verfasste Werk der Autorin – wenn auch nicht das letzte veröffentlichte.

Agatha Christie schwelt in diesem Roman in Erinnerungen an ihre Jugend, an ihre Frühzeit als Autorin und insbesondere an ihre Lektüre in ihrer Kindheit. Das Werk besteht fast nur aus Dialogen und könnte als Theaterstück gelten, wenn es nicht so umfangreich wäre. Die Wortwechsel sind witzig und ironisch; da es aber an greifbarer Handlung fehlt, ermüdet das anfangs amüsant wirkende Geplauder sehr bald. Agatha

Christie war zur Zeit der Abfassung schon zweiundachtzig Jahre alt und soll gesundheitlich nicht mehr auf der Höhe gewesen sein, wie Wikipedia verrät, was das Mäandern des Plots entschuldigt.


HEYNE BÜCHER
STANLEY ELLIN
Befehl des Bösen
Kriminalroman
BLAUE REIHE

*Ellin, Stanley: Befehl des Bösen

Stanley Ellin [Stanley Bernard Ellin, 1916–1986]
Befehl des Bösen
(Dreadful Summit, 1948)
Heyne 02/2384 (TB 160 S./DM 8,80)
München 1992, 2. Auflage
Aus dem Amerikanischen von Rosmarie und Georg Kahn-Ackermann
Genre: Krimi

In dieser Nacht sah ich Al Judge zum erstenmal. Am Anfang seiner Kolumne in der *Daily Press* druckte sie immer ein Bild von ihm ab, aber es war sein sehr gutes Foto. Auf dem Bild hatte er welliges, schwarzes Haar und ein dünnes, spitzes Gesicht, aber als ich ihn sah, war sein Haar fast völlig grau und sein Gesicht weich und dicklich. Er hatte ein großes Doppelkinn, und seine Augen linsten zwischen Fettpolstern hervor. Ich nehme an, das Bild war ziemlich alt.

Ich las die *Press* jeden Abend vor dem Insbettgehen. Zuerst sah ich mir immer die Bilder an, die meistens hübsche

Mädchen zeigten, die was zu bieten hatten, oder vielleicht Wracks von Autos oder Zügen mit herumliegenden Leichen. Da sah man wenigstens was. (S. 5)

I never saw Al Judge before that night.

On the top of his column in the *Daily Press* they had a picture of him, but it wasn't a very good picture. In, the picture he had wavy black hair and kind of a thin, pointed face, but when I saw him his hair was almost all grey, and his face was soft and pudgy. There was a big roll of fat under his chin, and his eyes were squinted up under more fat. I guess it was a pretty old picture.

I used to read the *Press* every night before I went to bed. I started with the pictures, and plenty of times they showed nice-looking girls with lots of stuff showing, or maybe wrecks with bodies laying around. That was all right.

George LaMain ist sechzehn Jahre alt und führt ein recht zurückgezogenes Leben; meistens unterhält er sich mit dem Lesen

von Zeitschriften und Büchern. Sein Vater Andy betreibt zusammen mit seinem treuen Mitarbeiter Flanagan die „Handy Andy Bar and Grill“ und möchte nicht, dass sein Sohn in schlechte Gesellschaft gerät, weshalb er ihn so gut es geht von der Außenwelt abschirmt. Georges Mutter ist schon lange verstorben; sein Vater hat ein wechselhaftes Verhältnis mit einer gewissen Frances Sedziasky.

> Den Sportteil sparte ich mir bis zum Schluß auf. Und das beste davon war Al Judges Kolumne *The Judge's Bench*. Es war eine gute Kolumne – über die verschiedenen Sportarten und über die Leute, die mit Sport zu tun hatten. Manchmal schrieb er über einen Iren oder einen Italiener oder einen Juden, von dem er was wußte, und dann zog er sie durch den Kakao und schrieb so, wie sie sprachen. Ich mußte immer lachen, wenn ich es las.
>
> Die Kolumne am Samstag nannte er *Judge's Decisions*, und darin berichtete er über die ganzen Schaumschläger und wie sie den Sport in den Dreck zogen. Er

brachte ihre Namen und hatte vor niemandem Angst. Ich glaube, ich mochte Al Judge sehr gern leiden, bevor ich mir klar wurde, daß ich ihn umbringen mußte. (S. 6)

The part I saved for last was the sports section. And the best thing in it was Al Judge's column, 'The Judge's Bench'. It was a good column all right, all about the different sports and about people who hung around sports. Sometimes in his column he would write about an Irishman or an Italian or a Jew he knew about, and then he would kid them along and write in their kind of dialect. I had to laugh when I read it.

Every Saturday in the column he would call it 'Judge's Decisions', and he would tell inside stuff about tinhorn gamblers and how they were dirtying up sports. He put their names right down, and he wasn't afraid of anyone. I think I liked Al Judge a lot before I knew I had to kill him.

Am liebsten liest George den Sportteil der Tageszeitung, und davon wiederum schätzt er am meisten die Kommentare des berühmten Sportreporters Al Judge.

Aber nun ist etwas vorgefallen, das George zu dem Entschluss gebracht hat, eben diesen Al Judge zu ermorden.

> Ich war so in das Buch vertieft, daß ich AI Judge gar nicht reinkommen hörte. Und die anderen auch nicht. Dann wurde plötzlich alles so still, daß ich aufsah. Eine große Stille kann manchmal ebenso laut wirken wie ein Riesenkrach, wenn Sie wissen, was ich damit meine. So wie damals als sie die Straßenbahn auf der Ninth Avenue bauten und ich nachts nicht schlafen konnte, weil die Wagen nicht mehr unter meinem Fenster vorbeipolterten. (S. 11)

> I was so busy reading that I didn't hear Al Judge come in. Or the others either. Then everything got so quiet that I looked up. A lot of quiet can be just as noisy as a lot of noise, if you get what I mean. Like when they tore down the

Ninth Avenue 'L' and I couldn't fall asleep at night because the trains weren't banging along any more by my window.

Al Judge, der etwas hinkt und mit einem Stock geht, hat in Begleitung von Sam Schwartz Andys Bar betreten.

„Ziehen Sie Ihr Hemd aus, LaMain", sagte er. „Ich möchte ein bißchen Haut sehen."

„Bei Gott, doch nicht hier, Mr. Judge – ", sagte mein Vater, aber Al Judge lachte kurz und scharf. Es klang wie das Bellen eines Seehunds.

„Doch, hier", sagte er.

Mein Vater sah ihn an, und in seinen Augen standen Tränen. Dann plötzlich schienen sie aus meinen Augen zu quellen, und meine Brille beschlug sich sofort, so daß ich alles nur noch ganz verschwommen sehen konnte. Ich versuchte nicht einmal, sie blank zu wischen. Durch den Nebel konnte ich sehen, wie mein Vater das Schürzenband über seinen Kopf zog und dann sein Hemd he-

runterzog. Er hielt es so, daß man das große Loch im vorderen Teil seines Unterhemds nicht sehen konnte.

Al Judge schüttelte den Kopf. „Haut, habe ich gesagt."

Mein Vater faltete das Hemd sorgfältig zusammen und legte es auf die Theke. Dann zog er das Unterhemd über den Kopf und blieb stehen, während der Schweiß auf seiner Brust im Licht schimmerte.

„Los, auf alle viere runter, LaMain", sagte Al Judge. „Damit wir's hinter uns bringen."

Draußen vor dem Spiegelglasfenster konnte ich eine Menge Leute sehen, die einander stießen und drängelten. Jemand stieß sogar gegen die Tür, aber der Ausfahrer, den ich nicht kannte, schob den Riegel vor und blieb dann genauso versteinert stehen wie alle übrigen.

Und dann hob Al Judge den Stock, und mein Vater schrie auf, daß es sich wie eine Nadel in mein Trommelfell bohrte. Ich schloß schnell die Augen, und ich

wußte, daß ich nah dran war, ohnmächtig zu werden.

Flanagan mußte es auch geahnt haben. Er stieß meinen Kopf so hart auf den Tisch hinab, daß sich meine Nase umbog und mein Gesicht weh tat. Aber er konnte damit nicht das Geräusch des zuschlagenden Stockes und die blubbernde Stimme meines Vaters ersticken. (S. 14f)

'Take off your shirt, LaMain,' he said. 'I want to see some skin.'

'Before God, Mr Judge!' my father started to say, but Al Judge just laughed short and sharp like a seal barking.

'Before me,' he said.

My father looked at him and there were tears in his eyes. Then all of a sudden they started spilling out of mine and my glasses misted right over so that everything was blurred. I didn't even try to clean them. Only through the fog I could see my father slip the apron loop over his head, then take off his shirt. There was a big hole in the chest of his underwear and he held the shirt in

front so it wouldn't show. Al Judge shook his head. 'I said *skin.*'

My father folded up the shirt carefully and put it on the bar. Then he pulled off the underwear top and stood there with his skin all sweaty in the light.

'Get on your hands and knees, La-Main,' said Al Judge. 'Let's get it over with.'

Outside the plate glass in front, I could see a lot of people pushing and shoving at each other. Some even pushed at the door, but the delivery-man I didn't know just snapped the lock and stood there like everybody else, stone quiet.

And then Al Judge lifted the cane and my father yelled so that it felt like a needle in my eardrums. I shut my eyes quick, and I knew I was ready to go out cold. Flanagan must have known too. He shoved my head so hard down on the table that my nose twisted under me and my whole face pained. But it couldn't drown out the slam of that cane and my father's voice bubbling out from him.

Al Judge nennt keinen Grund dafür, warum er Georges Vater mit dem Stock unablässig auf den Rücken schlägt, bis dieser blutüberströmt zusammenbricht. Aber der Vater scheint die Bestrafung erwartet zu haben, denn er lässt sie widerstandslos geschehen.

George ist sehr groß für sein Alter und kann als Erwachsener durchgehen. Allerdings ist er, wie man aus seiner Icherzählung entnehmen kann, sehr naiv; ob er auch ein wenig geistig zurückgeblieben ist, kann man nicht bestimmen, aber sicher ist, dass er sich von seinen unbekümmerten und lebenslustigen Altersgenossen deutlich unterscheidet. Dass sein Vater und der alte Flanagan so stark auf ihn achtgeben, wird wohl seine Gründe haben.

Aber nun ist in George der Entschluss gereift, die Demütigung seines Vaters zu rächen und Al Judge zu erschießen, nicht ohne ihm vorher die Gründe darzulegen. Er zieht einen Anzug an, setzt den Hut seines Vaters auf, steckt einen Revolver ein, nimmt die Eintrittskarten, die ihm sein Vater zu seinem sechzehnten Geburtstag schenken wollte, an sich und begibt sich ins Stadion, wo ein großer Boxkampf ausgetra-

gen wird – und wo auch Al Judge mit seiner Schreibmaschine anwesend sein wird. Einen genauen Plan, wie er den Reporter töten und danach unerkannt verschwinden kann, hat er noch nicht, aber er ist sich sicher, dass sich eine Gelegenheit ergeben wird.

Und so beginnt eine abenteuerliche Odyssee durch eine lange Nacht, die schließlich in einer Katastrophe endet – und wobei George schließlich zeigen kann, dass er zum Mann gereift ist.

Gerade der unbeholfene Erzählstil von George ist es, der dem Roman *Befehl des Bösen* seinen besonderen Reiz verleiht. Wir erfahren wenig über George, außer einer Beschreibung seiner Physis, so dass wir unsere Vorstellung von der Psyche des Jungen allein aus seinen Berichten formen müssen. Das Bild, das sich daraus ergibt, ist nicht ganz einheitlich: Einerseits wirkt Georges Stil naiv und fast schon kindlich, andererseits scheint er aber sehr belesen zu sein, was für einen wachen Intellekt spricht; in jedem Fall hat er sein Bild der Welt ganz aus Kriminalromanen und Zeitungsberichten über Verbrechen geformt.

Georges Reise durch eine lange Nacht ist auf der einen Seite faszinierend und dramatisch; andererseits kann man sich aber auch des Eindrucks nicht erwehren, Stanley Ellin hätte auf manche nicht relevante Einschübe verzichten können.

Knaur
Krimi
David Williams
Treasure und der Papagei
Deutsche Erstausgabe

*Williams, David: Treasure und der Papagei

David Williams [1926–2003]
Mark Treasure 4: Treasure und der Papagei (Murder for Treasure, 1980)
Knaur 04 942 (TB 174 S./DM 6,80)
München 1983
Aus dem Englischen von Oscar Wolfbauer
Genre: Krimi

Mrs. Ogmore-Davies hatte nicht nach einer Leiche gesucht. Was sie später über eine Vorahnung erzählte, wurde von vielen als Aufschneiderei abgetan, freilich nicht von den älteren Einwohnern Pantys, die allen Respekt vor den spiritistischen Fähigkeiten hatten, die Mrs. Ogmore-Davies sich selbst nachsagte.

Wieder anderen fiel es schwer, sich eine Meinung darüber zu bilden. Wenn sie gewußt hatte, daß im Hafen eine Leiche lag, warum hatte sie das dann nicht zu Dai Rees gesagt, anstatt ihm nur zu erzählen, ihr Papagei Gomer sei

> wieder einmal weggeblasen worden, und sie wolle ihn im Hafen abholen, damit er nicht zu Fuß zurücklaufen müsse? Das war verständlich, speziell während der Osterferien mit den vielen herumlaufenden Kindern: es war wohlbekannt, daß Gomer Kinder biß. (S. 5)

Die spiritistisch begabte Kapitänswitwe Mrs. Ogmore-Davies lebt in Panty in Wales. Auf der einer Anhöhe liegt der alte Teil des Ortes, während am Strand eine Neubausiedlung mit exklusiven Hotels für Touristen entstanden ist. Und weil Gomer, der Papagei ihres verstorbenen Gatten, wieder einmal an den Hafen entflogen ist, geht ihn Mrs. Ogmore-Davies suchen.

> „Komm, mein Hübscher. Komm zur Mami, komm schon. Go-maaaah!“ Was der letzte Ruf an Musikalität vermissen ließ, wurde durch Lautstärke wettgemacht. Daß Mrs. Ogmore-Davies plötzlich weiche Knie bekam, tat ihrer Stimme keinen Abbruch. Sie hatte Gomer gefunden – er saß auf dem Bug eines Kabinenkreuzers und betrachtete mit

schiefem Kopf den gekrümmten, mit Sandalen bekleideten, aber ansonsten nackten Körper eines Mannes, der auf dem Vorderdeck des Kreuzers lag und offenbar im Kriechen nach hinten erstarrt war.

Der Torso von Gomers makabrem Schiffsgenossen lag auf der rechten Seite, die Brust der Seite zugedreht, an der Mrs. Ogmore-Davies wie angewurzelt auf den Brettern stand. Der Kopf war von ihr abgewandt. Der rechte Arm war voll ausgestreckt, als greife er nach einem Halt weit vor ihm auf dem Deck. Das linke Knie war angezogen und verbarg die Feigenblattzone. Mrs. Ogmore-Davies betonte später diesen Punkt sehr nachdrücklich – und noch einen anderen. Ein dünner Holzstab ragte in der Nähe des linken Schulterblattes aus dem Rücken des Opfers. Dies bemerkte sie mit einem Schaudern, als sie vortrat, um Gomer aufzuheben. Es war kein Blut zu sehen – nicht nennenswert oder vielleicht konnte sie sich auch nur später nicht daran erinnern –, aber andererseits, wenn Blut dagewe-

sen war, dann hatte es sicherlich der Regen verdünnt und weggewaschen. Dies war jedenfalls die Theorie von Constable Lewin bis zu dem Zeitpunkt, an dem er aufhörte, überhaupt noch an die Leiche zu glauben. (S. 10)

Bei der Suche nach ihrem Papagei entdeckt Mrs. Ogmore-Davies auf dem Deck eines Kabinenkreuzers eine nackte Männerleiche, aus der ein Holzstab zu ragen scheint. Sie erzählt sogleich dem Postboten Dai Rees von ihrer schauerlichen Entdeckung, und zusammen holen sie den örtlichen Constable Lewin, der sogleich Zweifel an der Geschichte hegt.

„Haben Sie den Puls gefühlt?“

„Puls? Was für einen Puls? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß er mausetot ist? Hab’s gewußt, sofort als ich hinkam -… noch ehe ich hinkam“, fügte Mrs. Ogmore-Davies geheimnisvoll hinzu.

Lewin überhörte die letzte Bemerkung. Es steckte kein Sinn darin, Polizeiberichte zu komplizieren, indem man angebliche hellseherische Fähigkeiten

von Zeugen darin erwähnte. Er wußte, worauf Mrs. Ogmore-Davies hinauswollte, und er hatte nicht die Absicht, ihr diesen ganz speziellen Gefallen zu tun.

Sie erreichten den Jachthafen. „Dort“, sagte Mrs. Ogmore-Davies und deutete auf den einige Meter entfernten Kabinenkreuzer.

Der Polizist ging hin. „Wo? „fragte er und starrte das leere Deck an.

Einen Moment lang herrschte verblüfftes Schweigen.

„Er lag noch vor fünf Minuten da“, verteidigte sich Mrs. Ogmore-Davies. „Wir hätten uns beeilen sollen.“ (S. 11)

Die vermeintliche Leiche ist verschwunden, und der einzige Zeuge ist der Papagei, der jedoch außer „Scheiße“ nichts äußern will. Weil Constable Lewin die geistige Verfasstheit von Mrs. Ogmore-Davies für nicht ganz zuverlässig hält, rät er allen Beteiligten, den Mantel des Schweigens über die Angelegenheit zu breiten.

Nun wechselt der Schauplatz nach London. Hier will eine amerikanische Firma die Übernahme einer walisischen Fußbalsam-

fabrik in Angriff nehmen, wobei Mark Treasure, Vizepräsident der Handelsbank Greenwood, Phipps, Hilfestellung leisten soll. Ein pensionierter, stockkonservativer Richter in Panty, Henry Nott-Herbert, ist Hauptaktionär der walisischen Fabrik und möglicherweise wenig geneigt, an einen Amerikaner zu verkaufen. Aufgrund eines kuriosen Zufalls hat sich eben jener Richter wegen eines ganz anderen, persönlichen Problems an Bischof Clarence Wringle gewandt, der ihm den versierten Amateur-Detektiv Mark Treasure empfohlen hat, weshalb dieser nun in zwei verschiedenen Angelegenheiten gleichzeitig nach Wales reist.

Schon die Zugfahrt ist sehr ominös, denn ein Geistlicher mit amerikanischem Akzent, Perücke und falschem Schnurrbart wird in Treasures Gegenwart von zwei Gangstern überfallen und seiner Habe beraubt – und das ist nur ein kleiner Vorgeschmack auf das, was Treasure in Panty erwartet.

David Williams zeigt sich in *Treasure und der Papagei* von seiner besten Seite: Er präsentiert eine äußerst verwickelte Handlung,

in der wenigstens fünf, anfangs scheinbar unabhängige Kriminalfälle ineinanderwirken; selbst bei der Entwirrung am Ende muss sich der Leser anstrengen, den Erläuterungen folgen zu können. Gleichzeitig versteht es der Autor, ausnehmend spannend zu erzählen, und, das ist eine seine größte Begabung, seinen Plot mit einer wunderbaren Ironie zu versehen.

Hier folgt noch ein kleines Beispiel von David Williams' Erzählkunst, bei dem Albert Crutt, dem geschäftsführenden Direktor von Rigley & Herbert Limited, Chemische Werke und Hersteller von Rigleys Patent-Fußbalsam, also der fraglichen aufzukaufenden Fabrik, bei einem Abendessen mit Edgar J. Crabhorne jun., Präsident der Hutstacker Chemical Corporation of West Virginia, also dem fraglichen Kaufinteressenten, in dem vornehmen Londoner Perceval Club ein bedauerliches Missgeschick passiert.

> Ein dringender, aber hastiger Besuch im Waschraum hatte dazu geführt, daß er eine größere Portion seines Hemds in den Reißverschluß seiner Hose ein-

klemmte – ein Vorfall, dessen Auswirkungen weder aus der Welt geschafft noch wesentlich dadurch verbessert werden konnten, daß Crutt verzweifelte Versuche mit einer Nagelschere unternahm, die an einer zu kurzen und sehr kräftigen Kette an einem Waschbecken hing.

Das adlige Mitglied, das den unglückseligen Crutt dabei überraschte, wie er über dem Becken hing und offenbar einer von verschiedenen möglichen, samt und sonders aber unaussprechlichen Tätigkeiten oblag, hatte sich sofort wieder zurückgezogen und allein in der Schlußfolgerung Trost gefunden, daß der Bursche kaum ein Brite sein konnte. (S. 13f)

SAMMLUNG DEUTSCHER KRIMINALAUTOREN
Goldmann KRIMI
DETLEF BLETTENBERG
WEINT NICHT UM MICH IN QUITO
ROMAN
Mit dem Edgar-Wallace-Preis 1980/81 ausgezeichnet

Detlef Blettenberg
Weint nicht um mich in Quito
Goldmann 05 611 (TB 128 S./DM 4,80)
München 1981
Genre: Krimi

Der erste, der heran war, holte aus und traf ihn mit der Faust im Gesicht. Palacios schwankte und umklammerte hilflos seinen Aktenkoffer.

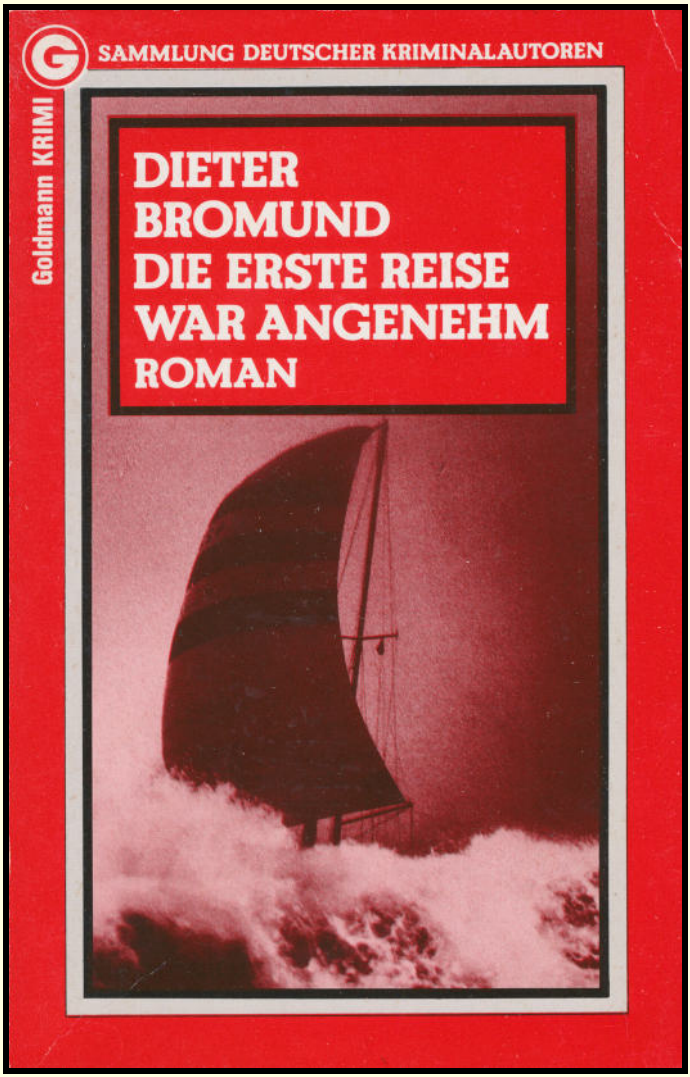
Sie teilten sich die Arbeit. Keiner war auf geschwollene Knöchel scharf, daher schlugen sie abwechselnd zu. Mechanisch, wie eine gutgeölte Maschine. Ein routiniertes Ineinandergreifen von Zahnrädern. Sie mußten es schon öfters gemacht haben, denn es gab keine Gefühlsausbrüche. Keiner nahm sich ihn speziell vor. Keiner leistete sich Haß oder übermäßige Brutalität. Aber jeder trug seinen Teil bei. Und vierundzwanzig Fäuste waren mehr, als ein einziger Körper unbeschadet vertragen konnte. Sie konzentrierten sich auf die Körpermitte. Der Faustschlag ins Gesicht war nur die angemessene Eröffnung gewesen. Es war eine Lektion, keine Endab-

> rechnung. Sie wußten, daß er morgen in der Zeitung stehen würde, möglicherweise sogar ein Interview im Fernsehen geben würde. Ein demoliertes Gesicht erregte unnötiges Mitleid, schuf Sympathie. Sie prügelten auf das ein, was unter dem Anzug lag: Leber, Magen und Nieren. (S. 8f)

In Quinto, der Hauptstadt von Ecuador, sind Mitte der siebziger Jahre die Gewerkschaften der herrschenden oligarchischen Klasse ein Dorn im Auge, weshalb Raúl Palacios, der Präsident des Gewerkschaftsdachverbandes, brutal zusammengeschlagen wird. Dass sich die angeheuerten Schläger aber an einem wertvollen Gemälde von Heinz-Walter Huber-Meier, einem Sponsor des Systems, vergreifen, ist den Machthabern nicht recht.

Der Bestohlene ahnt nicht, dass bereits Maßnahmen ergriffen werden, sein ins Ausland verbrachtes Gemälde wiederzubeschaffen, und heuert daher den Sozialtechniker Wolf Straßner, Icherzähler der Geschichte an, was zu unangenehmen Verwicklungen führen wird.

Weint nicht um mich in Quito gehört zu der Goldmann-Reihe „Sammlung deutscher Kriminalautoren. Die hier vorgestellten Romane bilden eine Mischung aus Krimi, Abenteuer und Spionagethriller. Verfasst sind sie nicht von hauptberuflichen Kriminalschriftstellern, sondern von Personen, die durch andere Leistungen bekannt geworden sind. Detlef Blettenberg, der Autor des vorliegenden Werkes, war als Entwicklungshelfer in Ecuador und als technischer Berater des deutschen Entwicklungshilfeministeriums tätig.


SAMMLUNG DEUTSCHER KRIMINALAUTOREN
Goldmann KRIMI
DIETER
BROMUND
DIE ERSTE REISE
WAR ANGENEHM
ROMAN

Dieter Bromund

Die erste Reise war angenehm

Goldmann 05 624 (TB 158 S./DM 4,80)
München 1982
Genre: Krimi

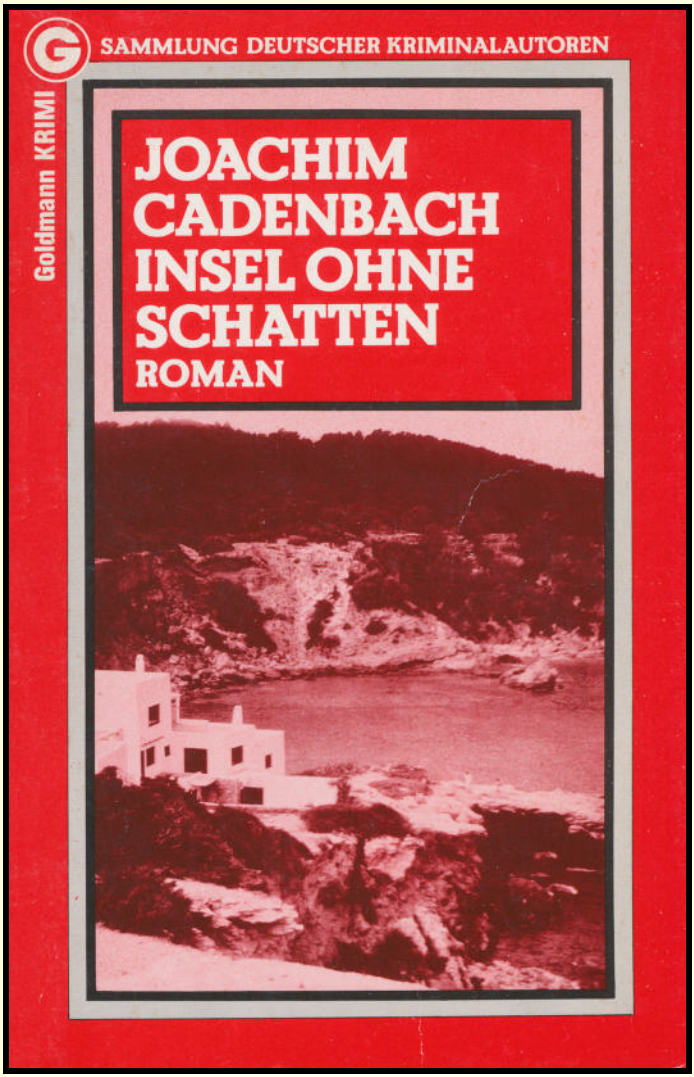
> Was ich in Gerds Scheinwerferlicht sah, war, was von einer Jacht übrigbleibt, wenn der Mast von oben kommt. Ein schwarzer, schrägliegender Schatten, dessen Bug in der See schäumend an einer Kette riß. Maststumpf, Enden, die im Wasser trieben und eine gelbglitzernde Figur, die mit einem Handscheinwerfer Kreise winkte. Vier Uhr nachts im Minsener-Oog-Wattfahrwasser. (S. 12)

Der Skipper Heiko Husmans ist zusammen mit seinem Freund, dem Journalisten Gerd Vollmers, auf seiner „Opa Reimer“ auf Segeltour in der Ostsee, als sie die in Not geratene Marineyacht „Möwe“ entdecken und deren verletzte Besatzung bergen.

Diese Tat verschafft Husmans so viel Anerkennung, dass er den Auftrag bekommt, zwei Chartergäste namens Peter

Cornelsen und Jochen Griehl auf einen Segeltörn zur schwedischen Insel Öland mitzunehmen. Dort erforscht der Wissenschaftler Ralf Lindvist den Orientierungssinn der Vögel, ein Gebiet, für das sich auch das Militär brennend interessiert. Und bevor er sich's versieht, ist Husmans in eine mordsgefährliche Spionagegeschichte verwickelt.

Die erste Reise war angenehm gehört zu der Goldmann-Reihe „Sammlung deutscher Kriminalautoren. Die hier vorgestellten Romane bilden eine Mischung aus Krimi, Abenteuer und Spionagethriller. Verfasst sind sie nicht von hauptberuflichen Kriminalschriftstellern, sondern von Personen, die durch andere Leistungen bekannt geworden sind. Dieter Bromund, der Autor des vorliegenden Werkes, ist in der Werbebranche tätig und schreibt mir Vorliebe Erzählungen, in denen er sein umfangreiches Wissen über die Seefahrt einbringen kann.


SAMMLUNG DEUTSCHER KRIMINALAUTOREN
Goldmann KRIMI
JOACHIM CADENBACH
INSEL OHNE SCHATTEN
ROMAN

Joachim Cadenbach
Insel ohne Schatten
Goldmann 05 626 (TB 150 S./DM 4,80)
München 1982
Genre: Krimi

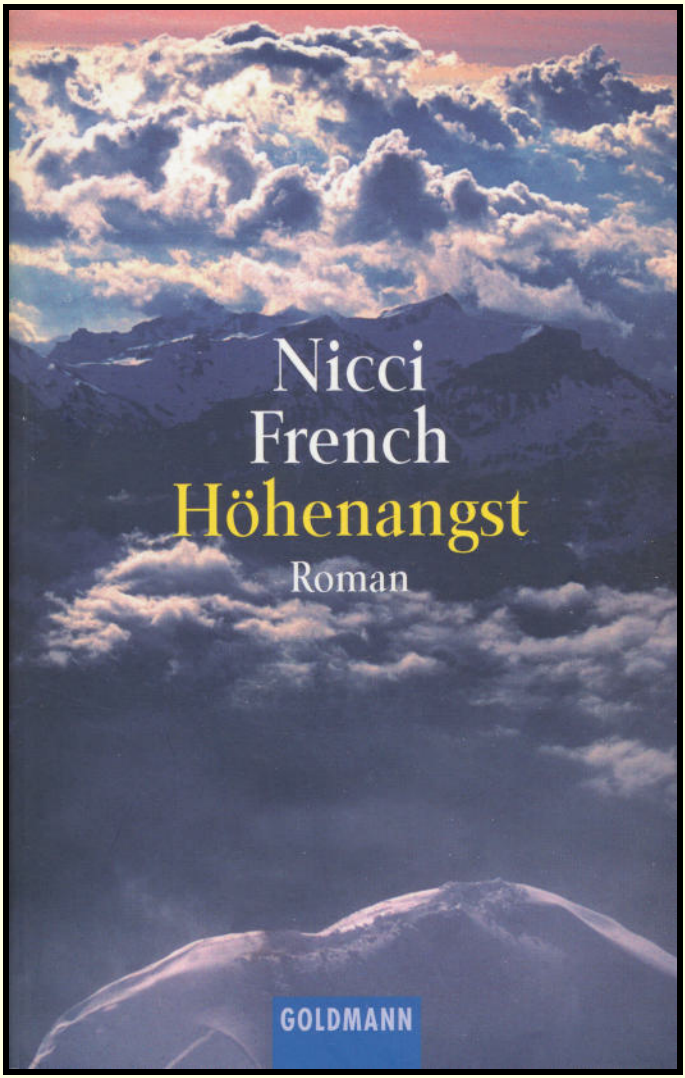
Und in diesem Augenblick fühlte ich die Schläge. Einen links zwischen den Rippen und einen am Oberarm. Ich hatte, glaube ich, nichts gehört. Vielleicht – oder bildete ich mir das später nur ein? – ein Aufblitzen, ein mehrfaches, gesehen und einen dunklen Wagen am Straßenrand, einen dunklen Wagen auf dunkler Straße, in dessen Lack sich der Schein der Straßenlaterne spiegelte, als er mit quietschenden Reifen startete – halb nach links zur Damm-Mitte – und dann davonschoß, ohne daß ich erkennen konnte, ob es sich um einen Mercedes handelte oder nicht. Dunkel war er wohl und viertürig, und ich hatte ihn wohl tatsächlich wahrgenommen und das Aufblitzen gesehen und mich gleichzeitig vor sie gestellt – nicht gestellt, mehr gedreht, in einer unbewußten Reflexbewegung… (S. 8)

Der Berliner Theaterkritiker Peter Gerlach verlässt gerade in Begleitung einer prominenten, aber ungenannten Schauspielerin ein vorzügliches Berliner Lokal, als er auf offener Straße angeschossen wird.

Nach seiner Operation und wieder bei vollem Verstand wird ihm vom Kriminalhauptkommissar Neumann eröffnet, dass er möglicherweise mit seinem schon viele Jahre verschollenen, jüngeren Bruder Berthold verwechselt wurde, als Folge dessen, dass sich Peter kürzlich seinen angegrauten Bart abrasiert hatte. Bert soll eine erfolgreiche Karriere als Rauschgifthändler führen, erfährt Peter, und so lässt er sich in einer schwachen Minute breitschlagen, in der Rolle seines Bruder nach Ibiza zu fliegen und dort quasi undercover zu recherchieren.

Insel ohne Schatten gehört zu der Goldmann-Reihe „Sammlung deutscher Kriminalautoren. Die hier vorgestellten Romane bilden eine Mischung aus Krimi, Abenteuer und Spionagethriller. Verfasst sind sie nicht von hauptberuflichen Kriminalschriftstellern, sondern von Personen, die durch andere Leistungen bekannt geworden sind.

Joachim Cadenbach, der Autor des vorliegenden Werkes, ist bekannt als Schauspielere, Regisseur, Fernsehmoderator und Sachbuchautor.


Nicci
French
Höhenangst
Roman
GOLDMANN

Nicci French
Höhenangst
***(Killing Me Softly*, 1999)**
Goldmann 44 894 (TB 384 S./DM 14,90)
München 2001
Aus dem Englischen von Birgit Moosmüller
Genre: Krimi

Ein Mann überquerte die Straße von der gegenüberliegenden Seite. Ich registrierte, daß er schwarze Jeans und eine schwarze Lederjacke trug. Dann wanderte mein Blick hinauf zu seinem Gesicht. Ich weiß nicht, wer zuerst stehenblieb, er oder ich. Wir standen beide auf der Straße und starrten uns an. Ich glaube, ich hörte jemanden hupen. Ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Das Ganze schien eine Ewigkeit zu dauern, aber wahrscheinlich war es nur eine Sekunde. Ich. spürte ein leeres Gefühl im Magen und bekam nicht richtig Luft. Wieder hörte ich ein Auto hupen. Eine Stimme rief irgend etwas. Seine Augen waren stechend blau. Wir setzten uns beide wieder in Bewegung. Als

> wir aneinander vorübergingen, waren wir nur Zentimeter voneinander entfernt und konnten den Blick nicht abwenden. Wenn er die Hand ausgestreckt und mich berührt hätte, wäre ich ihm wahrscheinlich gefolgt, aber er berührte mich nicht, und ich erreichte die andere Straßenseite allein. (S. 27)

Alice Loudon arbeitet beim Pharmakonzern Drakon und lebt mit ihrem Partner Jake zusammen. Doch eines Tages begegnet sie auf der Straße einem Mann, der sie zutiefst fasziniert.

Der Fremde heißt Adam Tallis und ist ein Extrembergsteiger, der dafür bekannt wurde, dass er in Not geratene Kollegen unter Lebensgefahr rettete. Nach kurzer Bekanntschaft macht Alice Schluss mit Jake und gibt sich ganz Adam hin.

> So etwas war mir noch nie passiert. Sex war für mich noch nie so gewesen. Es hatte in meinem Leben mittelmäßigen Sex gegeben, peinlichen Sex, schmutzigen Sex, guten Sex, großartigen Sex. Das hier hatte mehr von ver-

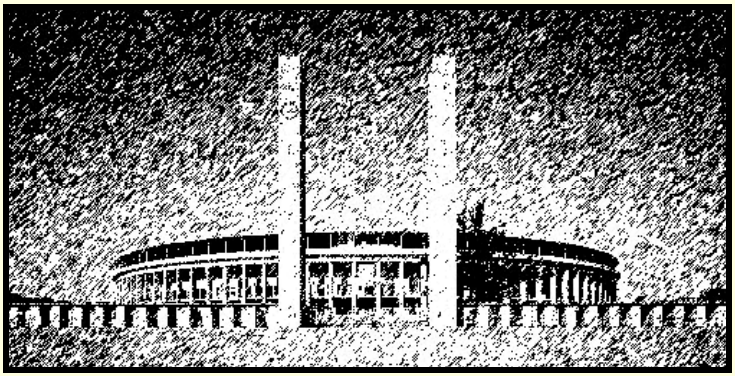
nichtendem Sex. Wir krachten ineinander, versuchten die trennende Barriere aus Haut und Fleisch zu überwinden. Wir klammerten uns aneinander, als würden wir ertrinken. Wir kosteten einander, als wären wir völlig ausgehungert. Und die ganze Zeit sah er mich an. Er sah mich an, als wäre ich das Schönste, was er je gesehen hätte, und während ich auf dem harten, staubigen Boden lag, fühlte ich mich tatsächlich schön – schön, schamlos und ziemlich am Ende.

Hinterher zog er mich vom Boden hoch und führte mich in die Dusche. Er seifte meine Brüste ein und wusch mich zwischen den Beinen. Er wusch mir die Füße und Beine. Er wusch mir sogar das Haar, wobei er das Shampoo gekonnt einmassierte und meinen Kopf nach hinten neigte, damit mir nichts in die Augen lief. Dann trocknete er mich ab, wobei er darauf achtete, daß ich auch unter den Armen und zwischen den Zehen richtig trocken war, und während er dies tat, erforschte er meinen Körper.

> Ich fühlte mich wie ein Kunstwerk, aber auch wie eine Prostituierte. (S. 33)

Schon nach kurzer Zeit heiraten die Beiden. Unglücklicherweise findet Alice jedoch heraus, dass drei der früheren Freundinnen von Adam spurlos verschwunden sind. Es beschleicht sie der Verdacht, Adam könnte ein Frauenmörder und sie selbst sein nächstes auserkorenes Opfer sein.

Höhenangst ist ein zwar unterhaltsames, aber etwas in die Länge gezogenes Kriminaldrama.



DAS STADION IM SCHLAF 2
Erzählung

Michael Wiedorn

Ein riesiger Frosch. Turnschuhe in zitronengelb und grasgrün lassen ihre Quanten weit über Schuhgröße 50 anwachsen. Die Seele dieser Gestalt liegt nicht in Herz oder Kopf, sondern in den Füßen.

„Stand by!“ Alle stellen sich hin, wie angewiesen. Verschiedene Fielmannbrillen verschwinden im Verborgenen. Gespräche werden abgebrochen. Es ist jetzt alles mucksmäuschenstill. Es geschieht nichts. Wir warten, aber wir warten in Habachtstellung. Eine stumme Erstarrung der Körper, die losrennen wollen. Zwei Techniker

laufen nervös hinter unseren Rücken hin und her.

Was veranstalten die beiden? Dann wieder die Stille wie in der abgelegensten Wüste. Wir stehen und stehen. Nichts. Eine Stimme ruft: „Abgebrochen!“ Wir warten weiter reglos, aber langsam bewegen wir uns wieder wie einzelne Individuen mit eigenem Willen. Die Zeit vergeht nicht, sondern staut sich ranzig auf. Klebriger Stillstand. Tote Spinnen hängen erstarrt in einer rotzgelben Masse. Jede Minute besteht aus sechzig Sekunden. Jede Sekunde ist eine scharf abgesperrte Zelle mit dichten Mauern. Jemand schreit „Achtung“ und bevor sich irgendetwas rührt, kann die Welt mehrere Male entstehen und untergehen, können Weltreiche wachsen und untergehen, können Menschen gezeugt und geboren werden, ihr ganzes Leben durchstehen und im hohen Alter sterben. Wenn nur jemand Blut erbrechen würde, losschreien würde, die Erdkruste aufbrechen würde und Feuer speien. Wir Polizisten und Zivilisten stehen Spalier. Ein zarter, blonder Jüngling in modernem T-Shirt und Jeans läuft mit der olympischen Fackel an uns vorbei zum Hei-

ligtum des Olymps. Die milde Sonne bestrahlt das klobige Mauerwerk, von dem bald das Blut des Fackelträgers rinnen wird. Das Blut unzähliger blonder Jungs. Das Gebrüll der Massen nach der Führerrede. Das Gebrüll wird immer lauter und lauter und entflammt zum Angstschrei.

Wer schreit, der lebt. Wer blutet, lebt. Die Granitdecke im Saal stürzt von Phosphorbomben entzündet auf die zu den verriegelten Ausgängen stürzenden Gästen. „Cut!“ruft die Stimme. „Bitte wieder zum Anfang!“ Die Laufenden kehren zum Ausgangspunkt zurück. Der Stumpfsinn und die Starre gehen wieder von vorne los. Der Helm drückt. Das Kinnband kneift. Vielleicht werden mich die nächsten Tage Kopfschmerzen zersägen. Meine Kopfhaut ist ganz verspannt. Kopfbedeckun- gen hemmen der Gedanken Flug. Von hartem Stahl gefangen gehaltene Hirne sterben im Dunkeln ab. Soldaten landen nach dem Krieg in der Irrenanstalt.

Endlich sind wir bereit zum Drehen. Es wird jetzt ernst. Der Fackelträger trägt jetzt Turnhose und Trikot wie dereinst. Er ist drahtig, aber nicht wirklich athletisch. Er

ist wie der nette Junge von nebenan. Der Held einer furchterregenden Kriegsmacht sieht anders aus. Sein Fackellauf wird unzählige Male und immer wieder und wieder unterbrochen und wiederholt. Das Leben besteht aus immer wiederholten und nochmals wiederholten Bewegungen und Gesten. Ein überflüssiger Leerlauf. Trocken ist der Staub und grau der Stein. Unendlich ist das unentwegte Treppenhäuser Hinaufsteigen und Herabsteigen. Unbegrenzt ist das Warten an der Supermarktkasse. Man stellt sich als ahnungsloses Kind an und findet, nachdem man bezahlt hat vor Altersgebrechlichkeit garnicht mehr zum Ausgang.

„Mittagspause“ - ruft der Regisseur. Ich spüre wieder Blut in meinen Adern. Es gibt ein konkretes Ziel, das es möglichst schnell zu erreichen gilt. Mein Schritt beschleunigt sich und raschen Schrittes überhole ich Leute, die sich dem Glück nahe fühlten. Sie hassen mich. Da scheint es einer eilig zu haben. Da glaubt einer beim Futternapf zu kurz zu kommen. In der Eile des Schrittes löse ich mich vom Erdboden. Vor mir erhebt sich das strahlende Weiß des Zeltes -

das Ziel meiner Sehnsüchte. Im Zelt erwartet mich schon eine Schlange von etwa zwanzig Leuten. Wir sind elend und ausgehungert. Der Novemberwind stürmt durch die verschneiten Bombenruinen. Einst elegante und teure Kleidung hängt fleckbesudelt und löchrig an ausgemergelten Skeletten, die für Wassersuppe anstehen. Schnee bedeckt blanke Schädeldecken. Die vergammelten Kleidungsstücke erlebten auch den Sommer 1936. Den Sommer der sonnenstürmenden Athleten. Der Sommer in dem diese Wracks sich für Helden hielten. Sie stellten damals den Reichsadler dar. Das kräftige Leder, die Schulterriemen pressen meinen Rumpf zusammen. Das Leder ist aus den Häuten kräftiger Rinder. Stählerne Handschellen umschliessen gewalttätige Handwurzeln. Die Ledergamaschen glänzen und strahlen von tierischer Kraft. Ein Polizist zieht die Dienstwaffe und drückt ab. Der getötete Häftling trägt mein Gesicht. Ich nehme Plastikteller, Plastikgabel, Plastikmesser vom Tisch. Billig. Ich bin elend und ausgehungert. Ein bedeutungsloses Glied der Masse der demütigen Bittsteller, der dankbar ein trockenes Stück Brot Emp-

fangenden. Vor mir warten noch zwei ältere Zivilisten auf Portionen aus der riesigen Gulaschkanone. Vor dem Suppenkessel sind alle gleich. Jetzt darf ich mein Plastikschälchen zum demütigsten Empfang meines Fraßes hinhalten. Ich bin der untertänigste, unterwürfigste, bescheidenste Bettler, der in gebückter Hingabe mit schüchtern hingehaltenem Töpfchen die gute Gabe empfängt. Zerkochte Makkaroni mit Fleischsauce. Hinter mir drängeln die anderen Hungergestalten nach. Die Welt des ruhmreichen Sommers ist längst zusammengebrochen.

Ich suche mit der gefüllten Schüssel einen Sitzplatz im schon längst überfüllten Zelt. Wir sind alle Flüchtlinge in einem weißen, kalten Provisorium. Die Gabel sticht ins Weiche und hebt es in meine Mundhöhle, wo es restlos im Dunkel meines Innenlebens verschwindet. Die Makkaroni zerfließen nicht. Das Fleisch leistet meinem Gebiss Widerstand. Der Leichnam des Tieres wehrt sich gegen mein Inneres und schmeckt deshalb um so besser. Mein Bärenhunger schlägt zu und ich fresse und schlinge und blicke weder nach links noch

nach rechts. Um mich rauschen die Gespräche.

Ich blicke kurz auf. Ein Junge in blütenweißem Anzug mit streng gescheiteltem Haar beobachtet mich mit scharfem Blick. Die Jugend lässt seine Augen strahlen. Das pechschwarze Haar ist vom Gel ganz hart. Abrupt wendet er seinen Blick von mir ab. Er stützt leicht verkrampft seinen linken Arm auf den Tisch, den Kiefer vorgeschoben wie ein Raubtier und spricht zu zwei Mädchen. Die Beine auseinander gespreizt und den Oberkörper vorgeschoben, als wolle er in die Mädchen eindringen. Ein Tier kurz vor dem Sprung. Die Muskulatur unter seinem Anzug dürfte zum Zerreißen angespannt sein. Eine Jungmännerstimme höre ich vorwurfsvoll sagen: „Wir spielen heute wieder die bösen Deutschen." Ein immer gleichmäßiges Gesprächsmurmeln wie das gleichmäßige Wogen an einem Ufer. Menschen liegen und kleben an Menschen. Wir sind Masse. Beine steigen über Beine. Bäuche reiben sich an Rücken. Endlose Menschenschlangen für das Futter, zum Scheißen. Ich stelle mich für eine zweite Portion an der noch immer kilometerlangen

Schlange an. Ich fühle mich öde. Wir warten und sind zusammengepfercht. Das leblose Weiß der Zeltplane. Plötzlich überfällt es mich. Ich habe das schon einmal erlebt. Ich habe exakt die selbe Situation schon mehrmals erlebt und immer wieder und wieder. Mein Leben ist nicht schrecklich oder traurig, sondern nur ein Leerlauf. Ein gellender Schrei. Brennendes Rot tritt aus den sich auf der Zeltplane öffnenden Wunden - aus den unzähligen Wunden seines Körpers.

„Die Mittagspause ist zu Ende“ - ruft eine Stimme. Ich erhalte meine zweite Essensportion, setze mich irgendwohin und spachtle sie herunter. Alle bewegen sich dem Ausgang entgegen. Wir sind Schafe. Wir blöken. Einige bleiben noch sitzen und fahren in ihrer Pausentätigkeit fort. Andere greifen noch wie zum Trotz und um sich die eigene Individualität zu beweisen nach einer Zeitung oder einem Buch und fangen zu lesen an. Dann stehen sie doch auf - ganz langsam, um nicht vor sich selbst das Gesicht zu verlieren.

Das Nachmittagslicht strahlt und wir streben gemeinsam der Sonne entgegen.

Vor uns das Tor aus Quadersteinen. Wir halten auf der weiten, gepflasterten Steinfläche vor dem Gitter, das uns vom Stadion trennt. Wir warten. Wir warten und niemand weiß, warum es nicht weitergeht. Die luftigen Strohhütchen der Sportlerdarsteller in ihren frühlingsbiütenweißen Anzügen drohen im Wind in den noch sommerlichen, hellblauen Himmel zu entfliehen. Weit, weit in die Lüfte entschwinden sie. Alles blau und blau und Licht und kein Boden. Ein harmloses, freundliches Hütchen dringt immer weiter in die Höhe vor.

Immer mehr Komparsen gehen zaghaft vorerst in die Hocke, bevor sie sich trauen, sich mit dem Hintern voll auf die nicht sauberen Steinplatten zu setzen, bekommen halt die strahlend weißen Hosenboden braune Ränder. Braune Flecken am Uniformarsch. Scheißbraune Uniformen marschieren unter blutenden Fahnen ins Stadion. Die schwarzen, zackigen Balken im keuschen Weiß stechen in lebendiges Fleisch. Der Schlamm saugt Männer ein und spuckt sie tot wieder aus.

Die Schiene für die Kamera wird aufgebaut. Die jungen Sportlerdarsteller in ihren

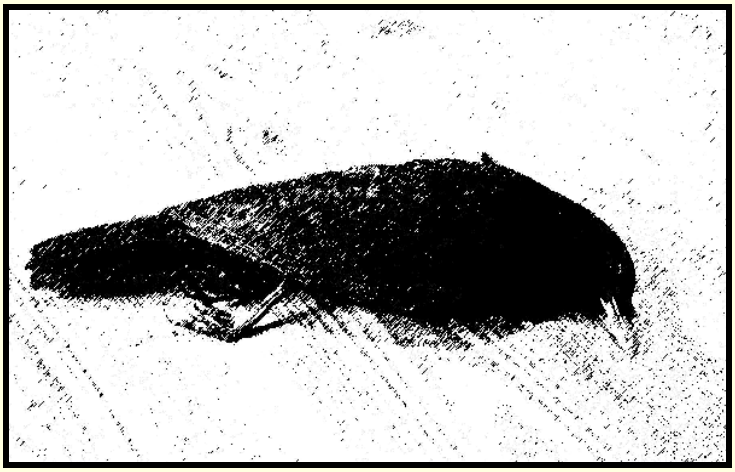
unschuldig weißen Leinenanzügen flirten mit nordisch blonden BDM- Mädels über Bachelors, Hiphop, andere Drehs, sechzehn Stunden Stehen im Schneeregen. Wir warten wieder. „Zuschauer, Polizisten, Sportler - bitte, aufstellen!“ - ruft ein Komparsenagenturmitarbeiter. „Die Polizisten bilden an der Straßenkante eine Kette. Die Zuschauer drängeln sich dahinter.“ Wir stellen uns auf wie befohlen. Vorwärtstreibende, unruhige Volksmassen fluten gegen meinen Rücken und drohen mich mitzureißen. Viele Polizistendarsteller sind sind alte, dünne Männchen. Wir werden unbändige Begeisterung mimen! Brennende Fluten schwappen über den Asphalt, reißen die Körper mit, die sich in Feuerlohen verwandeln. „Action!“ Grämlich herabhängende Fressen beginnen auf Befehl schlagartig selig zu strahlen. Wenn später der Dreh abgebrochen wird, stürzen die strahlenden Gesichter zu Boden wie Masken im Wind. Die verzückten Augen eines Sportlers. Seine kräftigen Lippen glänzen. Die Polizei versucht eine Mauer gegen die tobenden Massen zu bilden.

Verbissene Altmännergesichter unter Polizeitschakos. Ihre Körper bäumen und krümmen sich. In der Überanstrengung verbeißen sich die Zähne des Kiefers in die obere Zahnreihe. Bösartige Kampfhunde. Ein blutjunger, hochgewachsener Bulle, dessen Leib gewohnt ist, dienstfertig strammzustehen, krümmt seinen Rumpf im Widerstand gegen die Masse wie eine zuschlagende Peitsche. Es sieht aus, als würde eine übermächtige Kraft seinen Oberkörper niederdrücken. Sein gewaltiger Adamsapfel hebt und senkt sich. Ein Bus aus den Dreißiger Jahren fährt vor und hält. Alle jubeln außer den Polizisten. Ein blonder Hüne steigt aus und winkt und strahlt dem Volk zu.

Siegfried der Held ragt in den Himmel. Seine weißen Zähne leuchten in der Sonne. Eine Stimme schreit: „Cut!“ Lachen und Jubeln stürzen von den Gesichtern wie schwere Steine. Die Jubelrufe verstummen abrupt. Wir können uns jetzt auf der uns zugewiesenen Stelle bewegen, wie wir wollen. Ich habe gehört, dass alle Bilder, die heute noch gedreht werden sollen, noch im Tageslicht erledigt werden müssen. Ich

sehne mich nach der Stille der Nacht. Die Müdigkeit übermannt mich. Ein junger Polizist spielt neugierig an seiner Uniformmontur und zieht mit stolzem Lächeln den Revolver. Seine Waffe zielt auf mich.

Nachts sinken die schweren Quadersteine lautlos in sich zusammen. Geräuschlos wie fallende Federn. Schwarze Wogen übersät mit dem Funkeln der Sterne fluten warm und sanft über mich. Steinerne Krieger wachen am Rande einer schimmernd grünen Rasenfläche. Fließt das Gras?



DAS LIED DER AMSEL

Volkmar Klundt

Er sah
Pergamentdünne Haut
Von zähem Schweiß bedeckt
Den Rippenbuckel
Den eingefallenen Leib
Die dürren langen Beine
Unter seinem schrumpeligen Schwanz

Und hörte mit Entsetzen
Im Griff des mächtigen Würgers
Vielleicht ein Spiel nur

Das Todeslied der Amsel

Die minutenlang
Aus tiefster Qual
Schmerz, Furcht und Entsetzen
Entrüstet hinausschrie

Bevor
Da nichts mehr war als
Aufdringliche Stille

Georg Philipp Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis (1772–1801)

ALLES IST RELATIV (NOVALIS)

Einstein 119

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Novalis: Das philosophisch-theoretische Werk, Band 2. Carl Hanser Verlag, München Wien 1978. Zitiert als „Novalis 2“.

In unseren öffentlichen Medien wird so getan, als ob die Einsicht, daß alles relativ sei oder daß man alles als relativ betrachten könne, nur von Einstein stamme. Weit gefehlt! Betrachten wir hierzu Friedrich von

Hardenberg (1772 – 1801), bekannt als Novalis: seiner Ansicht nach lehrt die Philosophie die Relativität aller Gründe.

> „D[ie] Phil[osophie] macht alles los – relativirt das Universum – Sie hebt wie das Copernikanische System die festen Puncte auf – und macht aus dem Ruhenden ein Schwebendes.
>
> Sie lehrt die Relativitaet aller Gründe und aller Eigenschaften…“ (Novalis 2, S. 616)

Daß die Dinge relativ sind (also bezüglich), das wurde also schon viel früher erkannt, wie ja jegliche Wahrheit (oder jedenfalls jede relative Einsicht) nicht so ohne weiteres vom Himmel fällt. Sondern alles mögliche wurde lange, lange vorher schon durchdacht, selbst auch, noch bevor die Sprache oder Schrift entstand, der Nachwelt dies alles zu vermitteln. Also, alles ist relativ?

Und wir sehen demnach auch, daß es die Philosophie ist, welche uns den Gedanken der Relativität „von allem“ vermittelt. Da stellt sich übrigens wiederum eine interessante Frage ein. Wenn denn nämlich al-

les relativ ist, wie steht es dann mit eben dieser Erkenntnis (nämlich, daß alles relativ wäre)? Denn wenn tatsächlich alles relativ ist, dann ist diese Erkenntnis der Relativität „relativ“, demnach aber absolut. Nicht wahr, das ist doch logisch! Gibt es hierfür wiederum einen Grund, an diese letztgültige Absolutheit zu glauben, oder vielmehr von derselben auszugehen? In dem Sinne also, daß keineswegs alles relativ ist, sondern daß selbstverständlich alle bezüglichen Dinge eben auf Grund ihrer Bezüglichkeit relativ erscheinen. Daß es, darüber hinaus, aber einen festen, ruhenden Grund gibt, geben muß?

Die Antwort lautet: ja, selbstverständlich! Diesen absolut festen Grund gibt es. Leserin und Leser werden nun berechtigterweise fragen: und was wäre denn dieser Grund, bitte? Die Antwort liegt auf der Hand: Gott, allerdings nicht so einfach endgültig deutbar, „er“ ist schier unausschöpflich, „er“ ist dieser Grund von allem. Und wie erklärt man das nun wieder, was sich, genau genommen, jeder vorschnellen Auslegung entzieht? Wobei ich daran erinnern darf, wir sind in dieser Deutung

selbstverständlich, nicht zufällig, sondern notwendig enthalten.

Zunächst einmal ergibt sich ein ganz einfacher Umstand, und dieser lautet: Gott ist. Daran gibt es keinen Zweifel. Er ist überall und in allem. Folglich ist er auch in uns drinnen. Das erfreulich Überraschende daran ist, da drinnen (in uns selber) läßt „er“ sich sehr wohl nachweisen oder aufspüren. Wie geht das vor sich? werden manche fragen. Gott in uns aufzuspüren?

Die schlichte Antwort darauf lautet: man wende zu Gunsten der eigenen Gesundheit die kurzen positiven Sprüche an, wie insbesondere Emile Coué sie vorschlägt. Und man wird sehen, diese Sprüche, sie funktionieren. Genauer heißt das aber: Gott wirkt (unterbewußt) in uns, und zwar zu Gunsten unserer Gesundheit. Und nicht nur das. Am Ende meldet „er“ sich selber bei uns, allerdings auf seine Weise. Man beachte dabei bitte, Gott geht stets seine eigenen Wege. Dies ist alleweilen schlüssig, „er“ ist stets und immer überlegen, wie wir, dies im Nachhinein betrachtend, sehen.

Halten wir jedenfalls fest: alles, was wir auf anderes beziehen, erscheint relativ

(weil wir es ja in Beziehung auf anderes setzeb). Gott indes erscheint unbezüglich, denn worauf sollte man das einzig Einmalige denn je auch immer noch beziehen? Indes, für uns persönlich weist auch „er“ einen Bezug auf. Denn er bezieht sich wesentliche auch auf uns.

Wie das? Nun, wir können „ihn“ ansprechen, „ihn“ um etwas bitten, so, um Gesundheit. Alles, was – wie Gott – außerhalb aller Maßstäbe liegt, ist nicht bezüglich, demnach nicht relativ, für selbiges gelten demnach auch nicht die scheinbar durchgreifenden Einstein’schen Überlegungen. Jedenfalls ist Gott, bildlich gesprochen, geradezu ein festes, unerschütterliches Bollwerk oder eine Mauer. So, wie Einstein bezüglich seiner Relativitäten alles in beliebiges Chaos auflöst oder hineinstürzt, ebenso fest steht Gott diesem beliebigen Torkeln und Schwanken absolut unerschütterlich gegenüber.

Wir vermögen das immer zu überprüfen, denn wir können uns stets an Gott wenden.

„Er“ steht also alleweil da, ist jederzeit bereit, in Gesundheitsfragen läßt sich das am einfachsten feststellen und überprüfen.

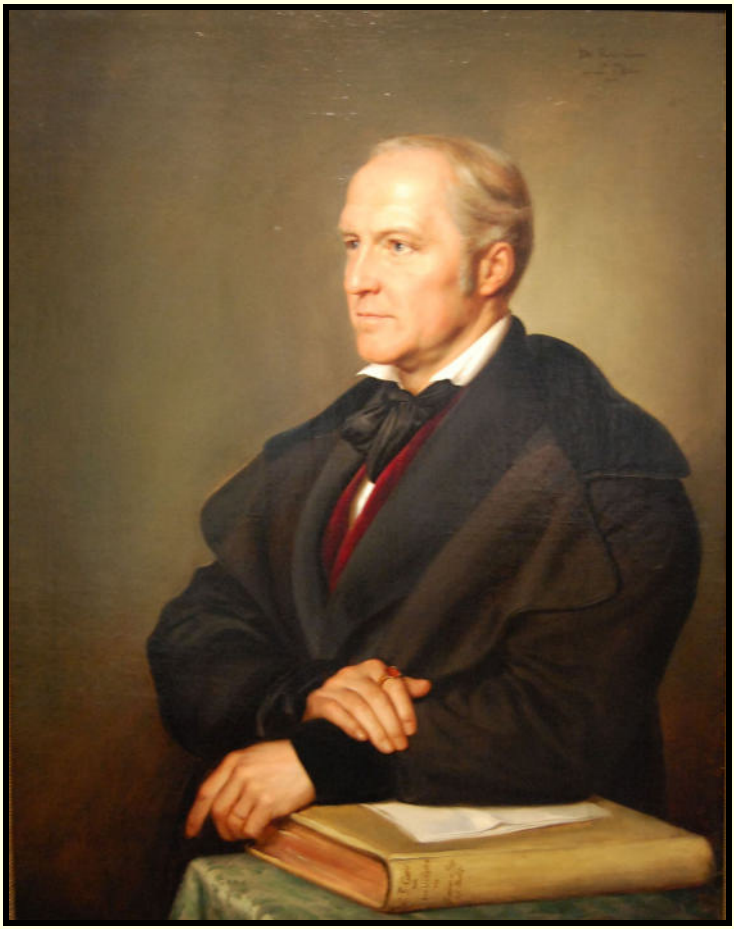
Ich erlaube mir das einmal mehr zu wiederholen: unsere Altvorderen, jene fernen Vorfahren, welche im Kern unsere verwandten Sprachen (Deutsch und Englisch) schufen, sie wußten es, nämlich, daß Gott vorhanden ist und unbeirrbar gesundheitlich wirke.

Darum nannten sie ihn schlicht und einfach „gut“ („Gott“ = „gut“, das ist ein und dasselbe Wort). Denn natürlich ist es gut, wenn wir uns gesundheitlich auf „ihn“ verlassen können.

Diese Wortschöpfung („Gott“ und „gut“ in einem Worte zu gebrauchen) dient auch der Erinnerung kommender, unwissender Generationen. Das betrifft uns nämlich und erinnert uns daran, Gott ist nicht nur vorhanden, sondern er ist auch als gut zu erachten. Und nochmals, im Englischen wird das sogar noch deutlicher. Dort finden wir das einzige Wort, nämlich „God“ und „good“, welchselbes diese eine wichtige Sache verkündet: nämlich daß Gott gut ist.

Und eben auch dieses nochmals: Gott ist uns (unterbewußt) näher, als wir ahnen oder denken. Nach Friedrich von Hardenberg sind wir mit Gott verbunden:

„Wie d[er] Körper mit der Welt in Verbindung steht, so die Seele mit dem Geiste. Beyde Bahnen laufen vom Menschen aus und endigen in Gott.“ (Novalis 2, S. 621)



Carl Gustav Carus (1789–1869)
(Gemälde von Julius Hübner, 1844)

DIE WÜNSCHELRUTE (CARUS 11) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: Carl Gustav Carus: Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. Edition Argo. Dingfelder Verlag, 8138 Andechs. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von Benno Schwabe & Co. (Basel 1925). Erstveröffentlichung dieses Buches: 1857.

Carl Gustav Carus wurde geboren 1789 in Leipzig, gestorben ist er 1869 in Dresden. Er war deutscher Mediziner, Naturwissenschaftler, Maler und Philosoph. 1814 Professor für Medizin in Dresen. Er war An-

hänger einer umfassenden kosmologischen Naturphilosophie. Für die Theorie des Unbewußten im Seelenleben und zur Ausdruckskunde liegen wegweisende Schriften von ihm vor. Er hatte Kontakt mit C. D. Friedrich in Dresden. (Meyers Großes Taschenlexikon)

Haben Welt und Boden, die Erde, worauf wir uns bewegen, auf unser Sinnesleben einen Einfluß? Ist, mit anderen Worten, die Erde eine Art Organismus, der uns – ohne daß wir uns dies bewußt zu machen pflegen – bestimmte Umstände mitteilt? Kann man demnach etwa mit der Wünschelrute beispielsweise gesuchte, unserem bloßen Auge nicht sichtbare wasserhaltige Strukturen unter unseren Füßen aufspüren?

> „Wir werden bei dem Artikel der Rhabdomantie [Rutengehen] auf die eigentümlichen Gefühle zu sprechen kommen, welche einzelne Menschen schon von Natur, andere aber nur im magnetischen oder somnambulen Zustande gehabt haben, sobald sie auf einen Boden traten, welcher Kohlenlager enthielt, oder starke unterirdische Quellen

> verbarg. Gefühle, welche unbewußterweise zuweilen leichtbewegliche, von diesen Menschen gehaltene Körper in Bewegung zu setzen vermochten und so zu der Geschichte von der Wünschelrute Veranlassung gaben, aber es sind diese keineswegs die einzigen Einwirkungen des Bodens, welche wirklich als sympathetische [von geheimnisvoller Wirkung] bezeichnet werden dürfen.“ (Carus, S. 129)

In obigem Zitat wird der Ausdruck „Rhabdomantie“ verwendet. Aus dem Internet, vor allem aus Wikipedia, entnehmen wir zu diesem Begriff: „Rhabdomantie (griechi. rhabtos = Stab, manteia = Wahrsagen) als Form der Mantik bezeichnet das Wahrsagen mittels Wurfes von Stäbchen oder das Erspüren von unter der Erde verborgenen Dingen mit einer Wünschelrute. Mit Hilfe der Ausschläge der Rute sollen Erzadern (Metalloskopie) oder Wasseradern (Hydroskopie) lokalisiert werden.“ Mit Hilfe dieser Methode soll man auch Krankheiten aufspüren sowie einen Blick in die Zukunft werfen können.

Wie weit reicht der Einfluß des Bodens unter unseren Füßen auf unser Befinden (ohne daß wir vom Zusammenhang gewöhnlich auch nur das geringste bemerken würden)? Schauen wir nach einem Erfahrungsbericht:

> „Ja, wer aufmerksam auf sich selbst ist, wird Gelegenheit haben, sehr merkliche Veränderungen in seinem Befinden zu entdecken, je nachdem er z. B. auf urgebirgischem Boden, auf Kalklagern oder auf durchaus vulkanischem Boden längere Zeit lebt. Mir ist der Fall eines Mannes bekannt, der bei einem längern Verweilen an verschiedenen Orten Italiens, allemal nur solange er auf dem noch jetzt durch vulkanische Tätigkeit bewegten Bodens Neapels sich aufhielt, allnächtlich von starken Aufregungen der Sexualsphäre zu leiden hatte, wovon er, selbst in wärmerer Jahreszeit, an andern Orten Italiens freiblieb, und so würden sicher noch manche andere Einwirkungen dieser Art sich herausstellen, wenn man im allgemeinen mehr

gewohnt würe, auf Dinge dieser Art genügend zu achten.“ (Carus, S. 130)

Wirken sich Bodenverhältnisse, ohne daß wir davon etwas bemerken, demnach auf unser Unbewußtes aus; und zwar also, ohne, daß der „objektive“ (mit Hammer, Mikroskop und Teleskop versehene) Wissenschaftler dergleichen je messen könnte? Carus:

„In diesem Sinne ist es also, daß wir anerkennen müssen, es teile sich von den Bodenverhältnissen eine eigentümliche, zwar keineswegs an sich wunderbare oder irgendwie übernatürliche, aber doch eine, durch unsere gewöhnlichen Instrumente und Reagentien nicht meßbare Eigenschaft diesen Quellen mit, die wir eben deshalb, und weil sie als eine unbewußte auf unser Unbewußtes wirkt, wohl mit dem Namen einer magischen bezeichnen mögen, auch sie jedenfalls als ein für die medizinische Anwendung sehr wichtiges, aber nur nach den Resultaten langer Erfah-

rung näher zu bestimmendes Moment gelten lassen müssen.“ (Carus, S. 131)

Das kann also als „magisch“ betrachtet werden (mit Mikroskop und Fernrohr nicht zu ermitteln), will sagen, schlichtweg (mit vordergründigen Werkzeugen) unverstanden.

Ist die Erde (unter unseren Füßen) also nur ein roher, toter, gleichgültiger Körper, oder sollten wir diesem durchs All rollenden Gebilde nicht besser eine Art Eigenleben zubilligen? Carus:

„Man darf hier übrigens im allgemeinen es aussprechen, daß für jeden, der sich an dem Gedanken eines wahrhaften Erdlebens zu erheben vermag, für jeden, dem jene irdischen Vorgänge, welche die allmähliche Entwicklung des Planetenkörpers als eines organischen Ganzen zum Zweck haben, noch etwas anderes sind, als die Vorgänge, welche wir im Laboratorium künstlich hervorrufen, die Sache sich ganz von selbst verstehen werde.“ (Carus, S. 132)

Diesen Gedanken zufolge, lebt der Erdkörper also eigenständig, er kann uns seine „Regungen“ aber nur unbewußt mitteilen, Carus:

> „Hat man aber dieses alles sich vollständig eingeprägt und deutlich gemacht, und hält man an dem Gedanken fest der durchaus organischen Verhältnisse eines freilich überall nur unbewußter Lebensregungen fähigen Erdkörpers, so sieht man auch sofort ein, daß … der Erdoberfläche … eine besondere organische … Eigenschaft zukommen müsse, welche … auch nur dem menschlichen Körper, je nach Umständen, gewisse, bald sympathische, bald antipathische Wirkungen ausüben werde, ohne daß wir hierbei die Art dieser Wirkung selbst vollständig zu erklären imstande wären.“ (Carus, S. 132 f)

Wasser bestimmter Quellen wirkt gesundheitsfördernd, heilend. Man sehe nur die Sprudel-Anzeigen, welche uns dies zweifellos vorhandene Vermögen bestimmter

Wassersorten nahe legen. Mit Verlaub, leben in diesem Wasser etwa Geister? Carus:

> „Was daher ältere Ärzte, wie noch H u f e l a n d, mit dem Namen des Brunnengeistes zu bezeichnen versuchten, jene aus den bekannten chemischen Bestandteilen allein durchaus nicht zu erklärende, und doch so unleugbare besondere Einwirkung der Quellen namentlich auf das kranke Leben, wir werden Obigem zufolge vollkommen das Recht haben, sie als in unserem Sinne sympathetische oder geradezu m a g i s c h e aufzuführen, und sie eben als solche der sorgfältigen Beachtung der Ärzte ausführlich zu empfehlen.“ (Carus, S. 133)